



Sezession

Autorenportrait
Reck-Malleczewen

Thor v. Waldstein
Das falsche Wir

Thorsten Hinz
Mitteleuropa als Option

Stefan Scheil
Unternehmen Weserübung

Norbert Borrmann
Englische Neurosen

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang
Dvorak-Stocker, Ellen Kositza,
Götz Kubitschek (verantwortlich)
und Erik Lehnert.

13. Jahrgang, Heft 65,
April 2015

Sezession erscheint im Februar,
April, Juni, August, Oktober und
Dezember. Der Preis für das
Einzelheft beträgt 11 € zzgl.
Versandkosten. Wer *Sezession* für
mehr als lebenswert hält, kann ein
Förderabonnement (75 €/sechs
Hefte) zeichnen. Das normale
Jahresabonnement (sechs Hefte)
kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge
Leser in Ausbildung), jeweils inkl.
Versand. Auslandsabonnenten
bezahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr.
Wird das Abonnement nicht bis
zum 30. November gekündigt,
verlängert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel im
Heft vorbehalten. Für Anzeigenkunden
gilt die Preisliste Nr. 11
vom Oktober 2012.

Manuskripte sind stets
willkommen und sollten als
Kurzbeitrag 9000 und als
Grundlagenbeitrag 15 500 Zeichen
(inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 41

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
IBAN: DE81 8601 0090 0913 6449 08
BIC: PBNKDEFF

ISSN 1611-5910

1 Editorial

Bild und Text

- 2 Der zweite Atem der PEGIDA
Falko Baumgartner

Grundlagen

- 4 Autorenportrait Reck-Malleczewen
Lutz Meyer

- 8 Das falsche Wir
Thor v. Waldstein

- 12 Hiebe der Eigentlichkeit
Heinrich Schoell

- 16 Mitteleuropa als Option
Thorsten Hinz

- 20 Englische Neurosen
Norbert Borrman

Kurzbeiträge

- 24 Vorsicht: Wertkonservative
Hans-Thomas Tillschneider

- 26 Dystopisches Potential
Anton Weißen

- 28 Der Maler Norbert Bisky
Benjamin Jahn Zschocke

- 30 200 Jahre Otto von Bismarck
Mario Kandil

- 32 25 Jahre Soap & Skin
Benjamin Jahn Zschocke

Debatte

- 34 Behaust im Zustand der Zivilisation
Frank Lisson

- 37 Auch ich: ein Hund!
Martin Lichtmesz

Bücher

- 40 Tabubruch eines Etablierten
Horst Schmandhoff

- 42 Die Besetzung Norwegens 1940
Ein Gespräch mit Stefan Scheil

- 44 Rezensionen

- 56 Vermischtes

Es gibt keine Alternative im Etablierten

von Götz Kubitschek

Es gibt Menschen, die persönlich gekränkt sind, wenn etwas schlecht funktioniert. Bernd Lucke, vielleicht bald der alleinige Vorsitzende der Alternative für Deutschland (AfD), ist solch ein Mensch. Lucke beurteilt die Lage Europas, die Lage Deutschlands, die Lage seiner Partei, seine eigene Lage, die des Finanzsystems, des Welthandels und des Asylantenansturms nach funktionalen Gesichtspunkten: Gut ist, was funktioniert, gelungen sind Maßnahmen, die zu Verbesserungen der Abläufe führen, ärgerlich sind Reibungsverluste, unerträglich Launen, Stimmungen, Irrationalität und ein Beharren auf Größen, die außerhalb der Ratio und der vernünftigen Geordnetheit der Dinge liegen. Die Anpassung der Regelwerke an die Flußrichtung der Gesellschaft, die Planbarkeit des Bedarfs für die nächsten Monate und Jahre, die Kontrolle der nächsten Tendenz, der nächsten atmosphärischen Verschiebung, der nächsten Stimmungsschwankung der Verbraucher, der Masse, der Unselbständigen – das regt die kühle, calvinistische Leidenschaft an, diese an Abläufen und Humanmechanik interessierte Intelligenz.

Auf politischem Feld spielen Technokraten wie Lucke eine bedeutende Rolle, und zwar in jeder Partei, in jedem Lobbyverband und in jedem Staatsorgan: Ihr Feld ist die politische Arithmetik, das Personale tableau, die Gewichtsverschiebung. Sie vertrauen den Zahlen, den Statistiken, den Umfragewerten, kurz: jedem Ausdrucksformat, das ein gewogenes Mittel zum Maßstab erklärt und auf Repräsentativität das größte Augenmerk legt. Sie fühlen sich vom (Partei-)Apparat nicht belästigt, sondern verschwinden sozusagen mit dem Ölkännchen im Innern des Getriebes, um nachzuschmieren – und dabei jene Spur zu hinterlassen, entlang der am Ende der Königsweg zu Mehrheiten, stabilen Seilschaften und Schaltthebeln verläuft.

Über dem Betrachten dieser bisweilen elegant den Schraubenschlüssel führenden Humanmechaniker kann nun leicht der Blick für eine fundamentale Lücke verloren gehen, der Blick für eine Fehlstelle, für ein fehlendes Organ, eine fehlende Dimension: der Blick dafür, daß Verwalter ihre Arbeit im Dienste der Reibungslosigkeit nicht mehr für einen Dienst an einem höheren Zweck halten, sondern für den politischen Zweck an sich. Technokraten schmieren

und verwalten das, was sie vorfinden. Sie sind zu einer politischen Vision nicht in der Lage, sie halten die Umstände für gegeben und verstehen ihr Tun, ihre realpolitische Flexibilität als Ausdruck einer tiefen Einsicht in das Wirkungsgefüge des Systems. Sie nehmen die große Gesellschaftsmaschinerie nicht hin, sondern sind gern ein wesentlicher, ein stabilisierender Teil in ihr, und das nicht ohne Ehrgeiz! Denn sie funktionieren viel besser als der Durchschnitt und reagieren mit Unmut, wenn jemand die auf Leidenschaftslosigkeit heruntergekühlte Form der politischen Meinungsorganisation und -optimierung eben gerade nicht für das Wesen und die eigentliche Aufgabe eines Politikers hält. Technokraten kennen den Argwohn gegen das gepolsterte Joch unserer Zeit nicht. Wer wie Bernd Lucke Jahrzehntelang in der CDU aktiv war, wird nicht plötzlich grundsätzlich und alternativ: Wer aus dem Establishment stammt, geht nicht freiwillig vor die Tür. Jede Eruption, jede fundamentale Erschütterung, jeder Aufstand gegen den Apparat, den »unsichtbaren Gegner« (Martin Lichtmesz), die »sekundäre Welt« (Botho Strauß) ist ihm völlig fremd.

Der Typ Lucke ist der Typ der Zukunft. Er optimiert sich selbst und sein Umfeld permanent und ist zur selben Rücksichtslosigkeit fähig, mit der ein Bauamtsleiter eine Allee fällen läßt, um eine Straße zu verbreitern. Leute aber, die etwas verteidigen, das er nicht begreift, sind ihm ein Rätsel.



Am 14. März hat der Landesvorsitzende der AfD in Thüringen, Björn Höcke, die »Erfurter Resolution« vorgestellt – flankiert von rund zwanzig prominenten Erstunterzeichnern. Der Tenor seiner Resolution ist die Rückbesinnung der AfD auf die ureigene Aufgabe einer neuen Partei: die Ausweitung des Denk- und Äußerungsraumes auf der politischen Bühne. Bis zum 20. März hatten bereits 1500 Mitglieder diese Resolution gezeichnet, ein Ende der Technokratisierung ihrer Partei und den Mut zu einer fundamentalen Auseinandersetzung mit dem Establishment gefordert. Es gibt keine Alternative im Etablierten, sagen sie. Bernd Lucke steht fassungslos vor so viel sinnloser Leidenschaft. ■

Der zweite Atem der PEGIDA

von Falko Baumgartner

PEGIDA ist wieder auf Wachstumskurs. Die Zahl der Demonstranten in Dresden ist nach Veranstalterangaben bereits Ende März wieder auf 15 000 angewachsen. Die Holzmedien, die die Bewegung bereits abgeschrieben hatten, haben sich verkalkuliert; zu offensichtlich war ihr Wunsch Vater des Gedankens gewesen. Zahlenmäßig steht PEGIDA wieder im Dezember, als das von der plötzlichen basisdemokratischen Willensregung überrumpelte Establishment eine wüste Diffamierungskampagne einleitete, die teilweise bis in die höchsten Staats- und Parteiämter reichte. Diese in der jüngeren Geschichte der Bundesrepublik beispiellose Obrigkeitsskampagne ist gescheitert; es ist Politik und Medien trotz größter Anstrengungen nicht gelungen, die Menschen mit der Nazikeule von der Straße zu verjagen.

Politisch steht PEGIDA mittlerweile besser denn je da. Das Positionspapier, das der Bewegung eine inhaltliche Richtung gibt, steht. Die Bewegung ist in Deutschland in die Breite gewachsen und hat sogar unsere europäischen Nachbarn erfaßt. PEGIDA-Ableger haben bereits in Österreich, Belgien, Bulgarien, England, Dänemark, Norwegen, Schweden und Spanien demonstriert. Sogar in Übersee, in Kanada, wird PEGIDA demnächst auf die Straße gehen – eine unglaubliche Erfolgsgeschichte, mit der niemand im Oktober gerechnet hätte. Und sie beweist, daß die Sorgen vor der Islamisierung und dem Massenansturm der Dritten Welt kein singuläres deutsches Problem sind, sondern quer über das Abendland einen Nerv der Europäer und Europäischstämmigen treffen.

Hierzulande hat sich das Verhältnis zwischen PEGIDA und der von politischer Korrektheit bestimmten Presse auf einem Niveau gegenseitiger Geringschätzung eingependelt. Es herrscht ein Gleichgewicht des Schreckens: Wie schon in der Sarrazin-Debatte mußten die Altmédien einsehen, daß sie den Diskurs nicht mehr vollumfänglich kontrollieren können. Soziale Medien, Blogs und die bei Online-Lesern übliche Diversifizierung der Nachrichtenquellen haben eine Informationssphäre geschaffen, die hinreichend groß und autark ist, um zehntausende Menschen zu mobilisieren und die PEGIDA-Bewegung zu tragen. Sollte PEGIDA morgen verschwinden, das Potential für eine neue Bewegung wäre jederzeit da.

Gleichzeitig haben die Medien die Ausweitung der PEGIDA zu einer wahren Massenbewe-

gung erfolgreich verhindern können. Noch immer informiert sich die Masse der Menschen über Fernsehen und Druckpresse. Dort wird ein Meinungsklima geschaffen, das viele Sympathisanten der PEGIDA aus Angst vor sozialer Ächtung und Nachteilen am Arbeitsplatz von einer Teilnahme abhält. Die einseitige Medienberichterstattung hat Kommunalpolitiker zu offener Rechtsbeugung und linksradikale Verfassungsfeinde zu gewalttätigen Übergriffen ermutigt. Viele medienmanipulierte Bürger halten PEGIDA-Anhänger trotz partieller Zustimmung für »Nazis« und wahren dementsprechend Abstand. Hier wurde der täglich an die Leser gebrachte Apfel gründlich vergiftet.

Indes hat auch die »Lügenpresse« in der Auseinandersetzung kräftig Federn lassen müssen. Studien zeigen, daß das Vertrauen der Deutschen in die Glaubwürdigkeit der Medien seit der Ukraine- und Eurokrise auf ein Rekordtief gefallen ist. Weil in Zeiten lotrecht fallender Auflagenzahlen auch Journalisten keine schlechte Presse gebrauchen können, scheint der Höhepunkt der Negativberichterstattung deshalb trotz alledem überschritten. Und auch die Politik fährt die Verbalkonfrontation zurück. Welcher Amtsträger kann sich leisten, immer dieselben Giftpfeile abzuschießen, ohne zusehends an die beiden deutschen (Meinungs-)Diktaturen zu erinnern?

So ist nach all dem Hyperventilieren die neue Sprachlosigkeit der Medien nicht als Totschweigen, sondern eher als resignative Einsicht in die Etablierung der PEGIDA zu interpretieren. PEGIDA ist wetterfest geworden. Wenn auch Politik und Altjournalismus in Lauerstellung bleiben, droht doch keine existentielle Gefahr von ihrer Seite mehr – solange PEGIDA weiterhin so klug und umsichtig agiert. Die absolute Gewaltfreiheit muß unter allen Umständen als Kernprinzip der Spaziergänge aufrechterhalten werden. Nur wenn Frauen, Senioren und Ehepaare mit Kindern sich auf die Straße trauen, kann man von einer echten Volksbewegung sprechen. Eben das versuchen militante Linke durch ihre Eskalationsstrategie systematisch zu verhindern. Man darf sich keinen Illusionen hingeben: Würde PEGIDA mit diesen Extremisten physisch zusammenstoßen, würden nicht die Aufmärsche der vom Verfassungsschutz beobachteten Antifa verboten werden. Hartnäckige Versuche verschiedener SPD- und CDU-Oberbürgermei-



Endlich auch Fahnen der Identitären Bewegung mit dabei in Dresden!

ster, das grundgesetzlich verankerte Demonstrationsrecht auszuhebeln, zeigen, wohin die Reise tatsächlich ginge.

Schon allein deswegen muß sich PEGIDA weiterhin strikt von gewaltbereiten, organisierten Rechtsextremisten abgrenzen, die die Spaziergänge als Trittbrett für Parteipolitik oder Konfrontationen mit der Antifa oder der Polizei mißbrauchen wollen. Das ist eine für das politische Überleben notwendige Selbstreinigung von extremen Flügelkräften.

Eine weitere Gefahr ist das Erlahmen des Protestelans. Das Gefühl, daß sich die Bewegung totläuft und doch nichts ändert. Also warum nicht zuhause bleiben? Hier hilft eine Prise kalten Realitätssinns: Die Vorstellung, jahrzehntelange Fehlentwicklungen innerhalb kurzer Zeit rückgängig zu machen und sich das Land mit einigen Spaziergängen zurückzuholen, ist leider naiv. Dazu ist bereits zu viel Substanz in Deutschland verlorengegangen. Jetzt geht es erst einmal darum, die weitere Verschlechterung der Lage abzubremsen, bevor an eine Trendwende zu denken ist. Das mag zwar entmutigend wirken, aber immer mehr Bürgern realisieren, daß es nur eine Frage der Zeit ist, bis auch in der eigenen Nachbarschaft der Strom an Wirtschaftsflüchtlingen anbrandet, falls man weiter untätig bleibt. Und diese Erkenntnis wirkt dann doch motivierend.

Langfristig wird PEGIDA wie jede Protestbewegung wieder von der Straße verschwinden, denn sie ist ein Symptom des nahezu kompletten Rückzugs von konservativen Presseerzeugnissen

und politischen Positionen aus der deutschen Meinungslandschaft. Die Menschen gehen auf die Straße, weil ihre politische Meinung kein Sprachrohr mehr findet. PEGIDA ist das Ventil, das die Aufmerksamkeit wieder auf ihre Belange richtet, aber eine dauerhafte Lösung ist die Konzentration auf den Straßenprotest nicht.

Was wir brauchen, ist ein Marsch der bürgerlichen Kräfte durch die Institutionen. PEGIDA, oder vielmehr die gesellschaftliche Strömung, die PEGIDA vertritt, muß sich die ganze Palette zivilgesellschaftlicher Druckmittel zum eigenen Vorteil aneignen: Bürgergruppen, Lobbyorganisationen, Nachbarschaftsinitiativen, Interessenvertretungen, Blockaden, Petitionen und Bürgerentscheide. Auf jedem Feld müssen Interessenverbände der Deutschen dem Meinungs- und Gestaltungsdiktat der fast schon totalitären Buntideologie entgegentreten. Institutionalisierte und damit permanente Interessenwahrnehmung in der Mittelebene über dem Straßenprotest, aber unterhalb der Parteibildung muß das strategische Ziel sein.

Und wenn die Lügenpresse am Ende den Zuspruch für PEGIDA immer an irgendwelchen Teilnehmerzahlen festmacht, zeigt sie bloß, daß sie immer noch nicht verstanden hat: »Wir sind das Volk« bedeutet nicht nur, daß die Deutschen die Mehrheit bilden. Es bedeutet genauso auch, daß die Deutschen das Staatsvolk sind. Und diese Wahrheit gilt unabhängig davon, wie viele sie gerade aussprechen. Und weil wir das Staatsvolk sind, gelten in unserem Land unsere Regeln. Punkt. ■

Niemals ernst. Niemals? Autorenporträt Friedrich Percyval Reck-Malleczewen

von Lutz Meyer

»Er wollte in einem Stil leben, den es nicht mehr gab. Er will ein Adelsleben leben, obwohl er nicht adelig ist, er, der kein Landwirt ist, will wie ein Gutsherr leben, er, der kein Soldat ist, weil er nicht gehorchen kann, spielt den Offizier, er, der aus Preußen geflohen ist, weil es ihm zu streng war, spielt, wenn er mit Bayern zusammenkommt, den Preußen und macht arglosen Preußen den Bayern vor, er will immer etwas anderes sein, weil er das, was er ist, nicht ehrlich ist.«

Er, das ist der Schriftsteller Friedrich Percyval Reck-Malleczewen, gestorben vor 70 Jahren im KZ Dachau. Gesagt haben soll das alles Recks erste Ehefrau, was wiederum in einem Schlüsselroman aus der Feder Bruno Brehms mit dem bezeichnenden Titel *Der Lügner* nachzulesen ist. Unbestritten ist: Reck neigte im hohen Maße zur Selbststilisierung, zu einer Lebenshaltung der subjektiven Komposition elementarer Fakten, zur Manipulation von Tatsachen. In der Fachliteratur gilt Reck sogar als Fall von *Pseudologia phantastica*. Wenn das so ist: Warum sich noch länger mit ihm befassen? Gilt uns die Wahrheit denn nicht mehr als die Lüge? Tatsächlich aber könnte in dieser Lebenshaltung selbst eine Botschaft verborgen sein.

Friedrich Reck wurde 1884 als Sohn des konservativen Reichstagsabgeordneten Hermann Reck auf Gut Malleczewen in Ostpreußen geboren und evangelisch getauft. Der Gutsbesitzer Hermann Reck war gut situiert, aber nicht von Adel; der Großvater Friedrich Recks war noch Wirt in Lyck gewesen. Den ungeliebten Militärdienst als Einjährig-Freiwilliger verkürzte Friedrich Reck auf ein halbes Jahr, indem er ein Medizinstudium aufnahm. Nach seiner Promotion zum Dr. med. 1911 in Königsberg unternahm er als Schiffsarzt eine Reise nach Südamerika. Dem folgten erste Tätigkeiten als Redakteur und Autor von Reiseberichten, denn die ärztliche Praxis mit der ständigen Gefahr medizinischer Kunstfehler lockte ihn nicht. Wegen eines Diabetesleidens nicht mehr zum Militärdienst eingezogen, erlebte er den Ersten Weltkrieg fern der Fronten. Bereits 1914 siedelte er nach Pasing bei München über, seit 1933 lebte er auf Gut Poing bei Truchtlaching im Chiemgau. Reck war zweimal verheiratet und Vater von sieben Kindern. 1933 konvertierte er zum katholischen Glauben. Seine schriftstellerische Laufbahn begann noch im Ersten Weltkrieg mit Abenteuerromanen für die Jugend, unter anderem über den Seekrieg 1914/15. Dem folgten später Abenteuerromane für Erwachsene. Darunter *Bomben auf Monte Carlo* – ein Roman, der es leicht abgewandelt in Gestalt einer modernen Filmoperette mit Hans Albers und Heinz Rühmann 1931 bis ins Kino brachte und kommerziell erfolgreich war. Ursächlich für den Kassenerfolg waren wahrscheinlich weniger Drehbuch und Romanvorlage, als vielmehr die schmissigen Liedeinlagen, darunter auch der Gassenhauer »Das ist die Liebe der Matrosen«. Reck galt als Exzentriker, der – mit Dienerschaft und Hang zum Luxus weit über seine

Verhältnisse lebend – oft in Geldnot war. Weil das erhoffte väterliche Erbe nach verlorenem Krieg und Inflation ausgeblieben war, verlegte er sich bald auf die fließbandmäßig betriebene Schriftstellerei. Darunter litt er durchaus, doch seine eifrige Produktion mehr oder weniger anspruchsloser Unterhaltungsliteratur sicherte ihm immerhin die Existenz. Das allein reichte Reck jedoch nicht. So gab er sich getreu dem Motto »Mehr Schein als Sein« als Nachkomme altpreußischer Landjunker, ehemaliger Artillerieoffizier und abenteuernder Weltenbummler aus – und war doch letzten Endes nichts von alledem. War Reck denn überhaupt ein Konservativer, gar ein Konservativer Revolutionär, als der er gesehen wird?

Immerhin schrieb Friedrich Reck mehrfach auch für den *Widerstand*, die von Ernst Niekisch herausgegebene »Zeitschrift für nationalrevolutionäre Politik«. Wie Niekisch setzte Reck einige Hoffnung auf die Entwicklung in Rußland. Zwar lehnte Reck das Sowjetsystem ab, war jedoch wie Niekisch von den Erneuerungskräften der russischen Kultur überzeugt. Reck war kein Nationalist. Wichtiger als die Nation war ihm allemal die »Volkspersönlichkeit.« Darin stimmte er etwa mit Edgar Julius Jung und Oswald Spengler überein. Reck wies auch darauf hin, daß das »Vive la nation« erstmals im Zusammenhang mit dem Septembermassaker 1792 zu hören war, dem zahlreiche Gegner der französischen Revolution zum Opfer fielen. »Nation« und »Staat« sind Größen, die einer bestimmten Spezies von Rechten und Konservativen keineswegs als unangreifbare Größen galten (und gelten). Sie hielten (und halten) es vielmehr mit Nietzsches Verdikt über den Staat aus dem *Zarathustra*: »Der Staat ist das kälteste aller kalten Ungeheuer. Kalt lügt es auch; und diese Lüge kriecht aus seinem Munde: ›Ich, der Staat, bin das Volk.‹« Dieses Kapitel im *Zarathustra* ist übrigens überschrieben mit »Vom neuen Götzen« – eine lohnenswerte Lektüre auch für heutige Konservative.

Recks 1936 begonnenes, posthum erschienenes *Tagebuch eines Verzweifelten* jedenfalls legt Zeugnis ab von seiner Verachtung und Ablehnung des nationalsozialistischen Staates – eine Ablehnung, die sich aus dezidiert konservativen Motiven speist. Vor der Machtergreifung hatte Reck der nationalsozialistischen Idee wie manch anderer Konservativer Revolutionär Sympathien entgegengebracht, später dann der »Weißen Rose«. Man darf dieses *Tagebuch eines Verzweifelten* vielleicht als Recks ehrlichstes und persönlichstes Werk bezeichnen und uneingeschränkt zur Lektüre empfehlen.

Neben dem Tagebuch gibt es ein zweites Buch Recks, das eine Lektüre unbedingt lohnt und demnächst in einer Neuausgabe im Verlag Antaios erscheint. Es ist der *Bockelson*, 1937 an einer schlafmützigen Zensur vorbei veröffentlicht, ein Jahr später dann aber doch verboten und dadurch zu dem Widerstandswerk geadelt, das er tatsächlich ist. *Bockelson* schildert vordergründig die Ereignisse im Münsteraner Wiedertäuferreich 1534/1535 als »Geschichte eines Massenwahns«. Hier geht es jedoch nicht wie bei vielen anderen Werken Recks um die Anbiederung an den Publikumsgeschmack, hier geht es um eine Abrechnung mit dem NS-Regime vor dem Hintergrund einer historischen Erzählung. Man hat Reck viel später (zu Zeiten der Bundesrepublik) vorgeworfen, die historischen Fakten nicht objektiv und historisch genau dargestellt zu haben, sondern strategisch – ein überaus kleinmütiger Vorwurf. Denn Reck tat hier nichts anderes, als so zu schreiben, wie er selbst lebte: als Arrangeur von Fakten, als Fachmann für Inszenierungen. Und darin absolut legitim. In einem Essay von Christiane Zeile über Reck heißt es: »Die falsche Welt nötigt zur Umdeutung ihrer Faktizität. So war auch das Bild, das er anderen von sich vorzumachen versuchte, keine simple Angeberei, keine Lüge, sondern, in seinen Augen, die angemessene Verhüllung einer unangemessenen Wahrheit.« Reck selbst sah sich als unernsten Menschen – und damit als »den souveränen Menschen, der imstande ist, das Leben von oben herab zu betrachten, indem er es bald humoristisch, bald tragisch nimmt, aber niemals ernst.«

Zu Recks Zeiten war der Hang zur übertriebenen Selbststilisierung und damit einhergehenden Hochstapelei durchaus nichts Ungewöhnliches. Man denke an Werke wie *Die letzte Lockerung* von Walter Serner (1920) oder auch den 1910 begonnenen, unvollendet gebliebenen Roman *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull* von Thomas Mann. Und schwebt nicht auch der Geist Karl Mays über der Szenerie? Auch er war bekanntlich ein Meister der Täuschung, wenn es um nachträgliche Korrekturen des eigenen Lebenslaufes ging. Lesen wir ihn deswegen etwa we-

»Versuche es doch, in diesen vorgeblichen Hochzeiten der Nation einen Dom zu bauen, und Du wirst bei steingewordenen Gotteslästerungen anlangen, höre im Radio eine ›Rundfunkpredigerin‹ ein deutsches Märchen vorlesen, und es wird Bordellatmosphäre Dich anhauchen. Oh nimm nur das alte heilige Wort ›Deutschland‹ in den Mund, und es wird die Lüge Dich erwürgen ... Stelle Dich nur in die Menge, wenn sie Haydns große Melodie plärrt, und es wird wie Biergartenkonzert klingen, mit Restaurantsbetrieb und obligatorischem Geruch nach Herrentoilette im Hintergrund.«

Tagebuch eines Verzweifelten

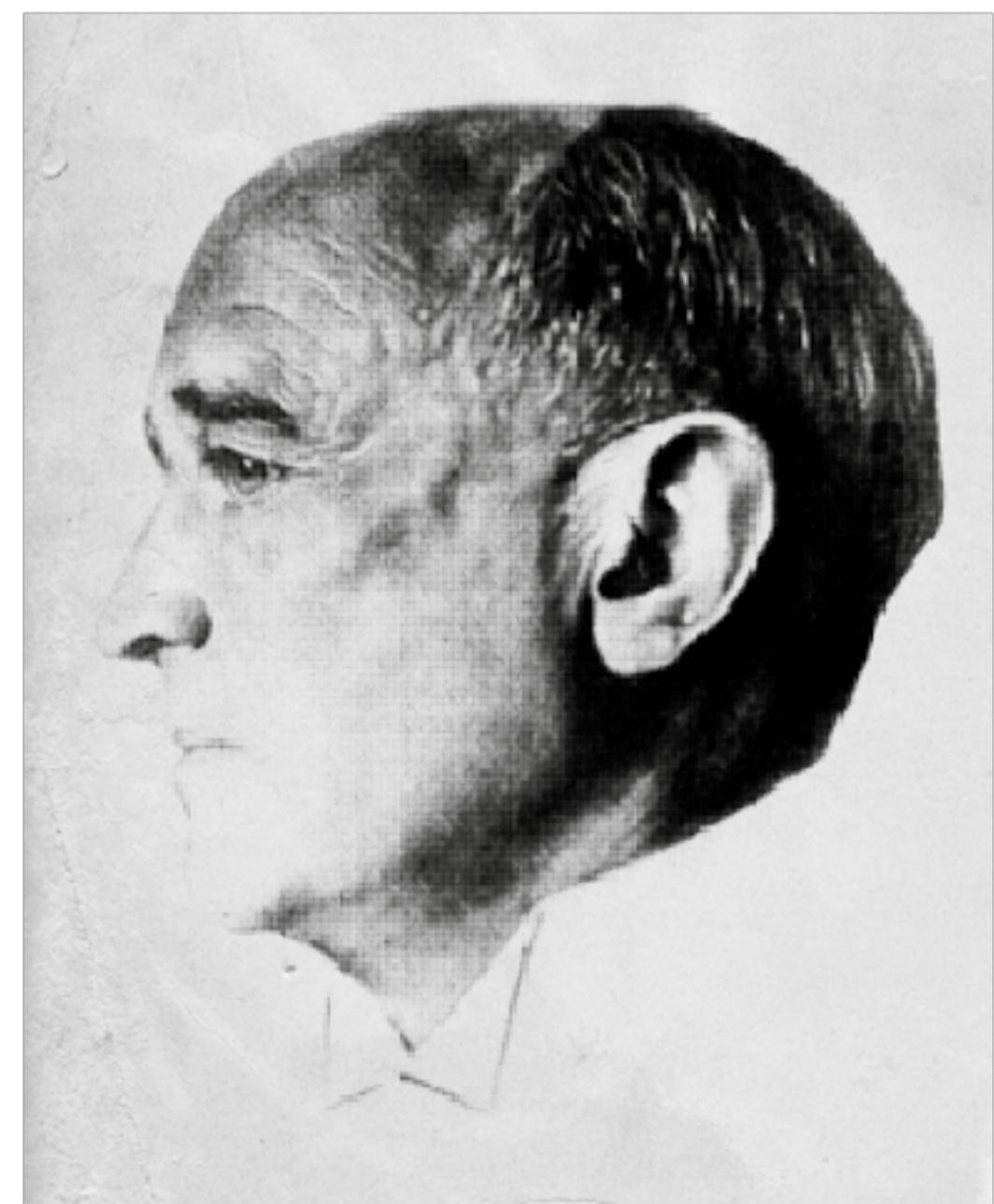
»Daß es unter diesen Umständen in Münster zur Zerstörung der alten Kathedralen, dieser reinsten Manifestation des deutschen Geistes kommt, ist beinahe schon eine Selbstverständlichkeit – immer wird die Canaille hassen, was ihrer Gorillastirn nicht eingeht, immer wird der einmal losgelassene Pöbel mit seinem Plattfuß das zertreten, was den eigenen plumpen Fingern nicht gelingen konnte.«

Bockelson

niger gern? Rufen wir noch einmal Friedrich Nietzsche als Zeugen der Verteidigung auf und bedenken das, was er über »Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn« ausgeführt hat. Es geht, folgt man Nietzsche, im Leben gar nicht um die hehre »Wahrheit«, es geht allein um die lebenserhaltende Illusion, um die Klugheit der List, die den Lebenskampf erleichtert. Dieser Aspekt war mit der eingangs angestellten Überlegung gemeint, daß die Lebenshaltung der Selbstinszenierung selbst eine Botschaft sein könnte – und deshalb auch nicht zu einem moralischen Urteil und einem Bannspruch über Reck und sein Werk berechtigt.

Für Friedrich Nietzsche wäre die Überlegung, ob man einen der Lügenhaftigkeit überführten Autor überhaupt lesen solle, eine ganz und gar absurde gewesen. Wahrheit im Sinne der Übereinstimmung von Aussage und Sache ist ein metaphysisches Konstrukt. Nicht die Wahrheit an sich oder irgendwelche Werte zählen, denn: »Nur als aesthetisches Phänomen ist das Dasein und die Welt ewig gerechtfertigt.« Das ästhetische Phänomen (oder mit Schiller gesprochen: der ästhetische Schein) zählt – hier ist der Mensch der, der er sein soll und sein will: keinen Wahrheitsansprüchen, sondern allein dem Nutzen für das Leben genügend. Und noch etwas auf Reck Passendes sagt Nietzsche: »Die Kunst ist mehr wert als die Wahrheit.« Der Mensch Friedrich Reck als künstlerisch schaffendes Subjekt erdichtet sich seine Welt – basta. Betrachtet man Friedrich Reck nicht moralisch und nicht mit Blick auf den Wahrheitsgehalt seiner Aussagen, sondern als eine Art sich selbst inszenierendes Gesamtkunstwerk, verschiebt sich die Perspektive beträchtlich: Reck wirkt als Autor hinter einer Maske plötzlich höchst modern, wenn nicht gar postmodern: Styling ist alles, alles ist Styling.

Indes: Friedrich Reck war hinter der Maske durchaus ein wahrhaftiger Mensch. Dies wird sehr deutlich, wenn man sein *Tagebuch eines*



Verzweifelten liest. Reck scheint ein gewisses Talent dafür gehabt zu haben, anzuecken. Im Chiemgau geschah ihm das mit den örtlichen Stattthaltern des NS-Regimes. Hier zeigt sich, daß der Möchtegernadlige Reck doch eine durch und durch ehrenhafte, geradezu aristokratisch zu nennende Gesinnung pflegte. Man warf ihm unter anderem vor, den deutschen Gruß zu verweigern und die deutsche Finanzwirtschaft verhöhnt zu haben. Auch der Vorwurf der Wehrkraftzersetzung stand im Raum. Zuletzt brachten ihn sein Unwillen, sich mit den Machthabern zu arrangieren, sowie eine Denunziation in Gestapohaft und schließlich ins Konzentrationslager Dachau, wo er im Februar 1945 an den Folgen einer Fleckfieberkrankung starb. Er zählt damit zu jenen Opfern des Nationalsozialismus, denen eine konservative Lebenseinstellung zum Verhängnis wurde.

Konservativ ist Reck vor allem in der vehementen Ablehnung der Neuzeit und als deren zynischer und bissiger Kritiker. Im Zentrum seiner Kritik steht der Massenmensch (von ihm auch als »weißer Nigger« bezeich-

net), die Termiten in Menschengestalt. Menschenmassen sieht er keineswegs als Symptom überschwenglicher Gesundheit, sondern als Spät- und Verfallssymptom – gebunden »an die Abnabelung von der Plazenta des Magischen«. Der Verfall ist gekennzeichnet durch die Ausrottung von Flora und Fauna, durch den Verlust der natürlichen Instinkte und der gewachsenen Periodizität des körperlichen Lebens. Insofern war Reck auch ein erbitterter Feind des Nationalsozialismus, verherrlichte dieser doch den modernen Fortschritt und ließ an die Stelle Gottes und der Natur Maschinenkräfte und Motoren, Autobahnen und Akkordbänder treten – die bodenbetonte Heimatromantik, die oft als kennzeichnend für den Nationalsozialismus angesehen wird, war nur ideologisches Ornament, ein Fliegenfänger für Gutgläubige. Reck hatte dem Nationalsozialismus vor der Machtergreifung durchaus Sympathien entgegengebracht, eben weil er Ornament mit Essenz verwechselte und ihn – wie viele andere auch – zunächst antimodern verstand. Daß Reck auch die vom Nationalsozialismus intensiv genutzten modernen Kommunikationsmittel mit ihrer Scheinbildung verabscheute, versteht sich von selbst. Seinen persönlichen Konservativismus lebte er in seiner Hinwendung zur Chiemgauer Wahlheimat und dessen noch weitgehend unverdorbener, gleichwohl bereits bedrohter Natur.

Die Abnabelung von der »Plazenta des Magischen« verortete Reck historisch zwischen Spätmittelalter und Renaissance. Hier sah er die Wurzeln des technischen, des mechanistischen Zeitalters, des Fortschrittdenkens, hier erspürte er den Beginn der Industrialisierung und des Massenmenschen – und den Abschied vom religiösen Menschenbild des christlich geprägten Mittelalters. In diesen Zeitraum fällt bekanntlich auch die Reformation, in deren Gefolge es zur Errichtung des Wiedertäuferreiches von Münster kam. In seinem *Bockelson* projiziert Reck alles von ihm am Nationalsozialismus und an der Neuzeit überhaupt Verabscheute auf diese

»Der Massenmensch, heute schon in seiner biologischen Qualität als fragwürdiges Gebilde erkannt, in seiner Existenzgrundlage durch die ins Wahnsinnige gesteigerte Überproduktion an Waren unterminiert und kraft der ebenfalls ins Wahnsinnige gesteigerten Rationalisierungsprozesse morgen so überflüssig und aufgabenlos wie der französische Adel vor Ausbruch der französischen Revolution: dieser Massenmensch, der heute die Welt tyrannisiert und in periodisch sich wiederholende Weltkatastrophen hineintreibt, wird und muß diesen am Himmel sich abzeichnenden Evolutionen schon deswegen zum Opfer fallen, weil sie sich anschicken, seine Welt, die rationalistisch untermauerte, der letzten vier Jahrhunderte zu zerstören.«

Das Ende der Termiten, Fragment



Friedrich Reck-Malleczewen

Bockelson Geschichte eines Massenwahns

roman edition nordost



Der Wiedertäuferkäfig am Turm der Lamberti-Kirche zu Münster, Reck-Malleczewen persönlich und der neueste sowie ein älterer Einband seiner beiden überdauernden Werke.

streng protestantische Sekte der Wiedertäufer. Doch waren nicht gerade die Wiedertäufer zutiefst religiös und christlich? Ja, aber sie waren es auf spezifisch neuzeitliche Weise, die im katholischen Mittelalter undenkbar gewesen wäre. In der im Wiedertäuferreich erfolgten Ideologisierung des Glaubens bricht sich der neuzeitliche Subjektivismus, brechen sich die Entgötterung und auch der auf existentielle Vernichtung abzielende Haß auf Andersgläubige Bahn. Insofern ist der *Bockelson* tatsächlich ein Schlüssel zum Verständnis des Werkes des Konservativen Reck. Vieles wird von hier aus les- und verstehbar, sogar das seltsame Täuschungsspiel Recks erfährt eine tiefere Begründung: Er wendet das Trügerische, das Verlogene, das in sich zutiefst Unwahrhaftige und das sich selbst nicht mehr Erkennende der Jetztzeit gegen diese selbst, indem er sich ihr im tiefen Unernst entzieht, sich immer wieder anders zeigt, doch nie als er selbst – das ist die Botschaft des Menschen Reck. Kann auch dieser im Grunde anarchische Reflex ein Modus konservativer Existenz sein? Es lohnt sich, darüber nachzudenken. ■

Das falsche Wir

von Thor v. Waldstein

Zu den seltsamen Widersprüchen der Gegenwart gehört es, daß ausgegerechnet eine ins Ich verliebte, atomistische Gesellschaft ständig das Wort »wir« im Munde führt. In der ersten Person Plural, regelmäßig verwoben mit dem besitzanzeigenden »unser« und häufig garniert mit so schönen Worten wie »gemeinsam«, »vereint« oder »zusammen«, intoniert man die vermeintlichen Wirwerte, nach deren Pfeife die vielen Ichs zu tanzen haben. Man spricht von »unserem Toleranzverständnis«, beklagt einen »Angriff auf unsere Demokratie« und definiert »unser Verhältnis« zu Rußland, zu den USA oder zum Islam. Mittels eines allen und jeden umarmenden *pluralis majestatis* wird von der elektronischen Kanzel verkündet, »wir« müßten das begrüßen und jenes ablehnen, »wir« müßten diesen Anfängen wehren und für jene Ziele aufstehen, usw. usf.

Diese stillschweigende Vereinnahmung des Bürgers für Positionen, die er häufig noch nicht einmal richtig kennt, geschweige denn befürwortet, kann als außerordentlich erfolgreiche Politikstrategie bewertet werden. Sie nutzt die Gefühlswelt einer Massengesellschaft aus, die – nicht nur auf ökonomischem Gebiet – immer mehr von den egomanischen Fliehkräften der Moderne gekennzeichnet ist, sich aber in ihren seelischen Tiefenschichten noch nicht von gemeinschaftsorientierten Strukturen verabschiedet hat. Das in der Öffentlichkeit suggestiv inszenierte Wir verdankt seine Durchschlagskraft also letztlich einer Art kollektiven Phantomschmerzes: Menschen, die keine Lieder mehr zusammen singen, aber noch zu spüren scheinen, daß ihnen die materialistische Ichwelt von heute eine wesentlichen Facette ihres Menschseins vorenthält, neigen zu politischen und kulturellen Inhalten, die in einem solchen gemeinschafts(t)imulierenden Design präsentiert werden.

Dabei scheut das »Gezücht unserer konsensitiv geschlossenen Öffentlichkeit« (Botho Strauß) auch nicht davor zurück, unterschwellig an den – *horribile dictu* – verfemten Geist der Volksgemeinschaft zu appellieren, wenn es beim Transport liberalistischer Lebenslügen eng zu werden droht. Nicht anders kann die bemerkenswerte Hartnäckigkeit erklärt werden, mit der beispielsweise in den unsäglichen Talkshows Interessengleichheit im (Wahl-)Volk unterstellt wird, wo keine (mehr) besteht. Es ist jedenfalls schlicht lächerlich, in bezug auf die Lebensentwürfe zum Beispiel eines almodisch-heterosexuellen Ehepaars, das seine deutschen Kinder auf dem Lande großzieht, einerseits und einer kinderlos-modernen, homosexuellen Einzelexistenz in der Multikulti-Großstadt andererseits von einer identischen oder auch nur ähnlichen Erwartungshaltung an das, was ein Staat leisten kann oder soll, auszugehen. Das ficht aber die Matadore der medialen Sinnvermittlung nicht an. Nach dem Motto »Souverän ist, wer den Sachverhalt definiert« (Helmut Schelsky) werden aggressive Minderheitspositionen gegen eine schweigende Mehrheit in Stellung gebracht. Und wer schweigt, scheint zuzustimmen. Dieser Satz aus dem römischen



Recht (*Qui tacet consentire videtur*) gilt auch und gerade in der »Zivilgesellschaft«, deren Erfolgsgeheimnis nicht zuletzt darin besteht, daß sie die Arena des öffentlich inszenierten, in der Regel abgekarteten Meinungskampfes als Sieger verläßt.

Diese Triumphe vermögen aber nicht darüber hinwegzutäuschen, daß es sich bei der Vorspiegelung einer Wir-Orientierung ich-zentrierter Interessen um eine strukturelle Lüge, einen gigantischen politischen Betrug handelt. Denn jede Gemeinschaftsausrichtung setzt ein Minimum an Homogenität im Volk voraus. Und genau diese Gleichartigkeit oder zumindest Ähnlichkeit der Herkunft, der Lebensverhältnisse, der Gesittung und der kulturellen Daseinsform – früher sprach man von einem Kanon – ist in den liberalistischen Stahlgewittern des vergangenen Halbjahrhunderts nach und nach verloren gegangen. Entstanden ist ein fragmentiertes Nichtgemeinwesen, eine entseelte Billardkugelwelt, in der sich die Menschen nur noch berühren, um sich sogleich wieder abzustoßen. Entstanden ist eine Gesellschaft, deren verkopfte Individuen vergessen haben, was in der deutschen Philosophie von Herder bis Rudolf Steiner, aber auch im Werke Goethes oder Stifters noch als selbstverständlich vorausgesetzt wurde: das Aufeinanderbezogensein von Ich und Wir, die durch keinen Mißgriff in die sozialwissenschaftliche Mottenkiste zu leugnende Tatsache, daß die Freiheit des Einzelnen als denkender und handelnder Mensch gerade nicht eingeschränkt wird, wenn sie auf ein organisches Ganzes bezogen ist.

Ob dieses Ganze nun familiärer, ethnischer oder religiöser Natur ist, ist zunächst zweitrangig. Wesentlich ist, daß die – im Libertärismus unserer Tage fröhliche Urständ feiernde – Idee von allein auf sich gestellten, frei schwebenden Individuen, welche mit anderen nur zeitlich begrenzte Kosten-Nutzen-Verbindungen eingehen, die menschliche Natur und die Sehnsucht des Einzelnen nach einer Rückverbundenheit mit der Gemeinschaft verkennt. Die Vorstellung, menschliche Beziehungen alleine nach dem Schema eines juristischen Privatvertrages ordnen zu wollen, ist eine klassische Wohlstandsidee. Sie gründet in dem Irrtum, daß ein höherer ökonomischer Lebensstandard dank des allgegenwärtigen Schmierstoffes Geld in der Lage sei, gewachsene soziale Systeme zu ersetzen. Den Liberalen, deren geistige Köpfe – von Hoppe bis Hayek – man selten ohne Gewinn liest, muß man der Fairneß halber zugute halten, daß es ihnen um einen politischen Gegenentwurf zu den in der Tat abschreckenden und den Gemeinschaftsgedanken pervertierenden Sozialismen aller Couleur geht. Diese antithetische, im Lichte des 20. Jahrhunderts leicht nachvollziehbare Position bleibt indes auf halber Strecke stecken: Denn der Befreiung des Individuums aus den kollektivierenden und die schöpferische Kraft des Einzelnen unterdrückenden Zwangssystemen (»Freiheit wovon«) muß ein Ziel folgen, das sich das Individuum setzt (»Freiheit wozu«) – über die

»Das richtige Leben orientiert sich nicht am Geschäftserfolg, sondern an den Verpflichtungen sozialer und persönlicher Identität.«

Norbert Bolz

»Wer Augen hat zu sehen, kann deutlich wahrnehmen, wie der tiefste Schaden des ganzen neueren Zeitalters mit seinem individualistischen Geiste (besonders der individualistischen Völker und Länder z.B. Amerikas!) in dem Mangel an geistigen Gemeinschaften, in dem Irrtum liegt, jeder solle am besten tun, was er wolle, in dem Fehlen von fruchtbarem Zwang, das geistige Schwächung und Unkultur zur Folge hat. Dafür ist Äußerlichkeit statt innerer Geistigkeit, Drang nach außen statt nach Vertiefung das Merkzeichen jeder individualistischen Entwicklung.«

Othmar Spann

ökonomischen Hausaufgaben hinaus und jenseits der in der Regel für sich und andere wenig bekömmlichen Alleinfixierung auf die eigene Ichwelt.

Es gehört zu den originären geistigen Leistungen der deutschen Romantik, daß sie der in der Aufklärung entstandenen und durch die Französische Revolution verschärften Vertragstheorie ihren Geltungsanspruch beim Zustandekommen und dem Erhalt organischer menschlicher Beziehungen bestritt. Naturhaft entstandene Sozialbeziehungen wie Ehe, Familie, Stamm, Volk seien nicht allein über die Vernunft und noch weniger über gewillkürte juristische Konstruktionen in ihrem Bedeutungsgehalt zu erfassen. Der maßgeblich von Rousseau kreierte Begriffsgegensatz von Individuum und Gesellschaft müsse überwunden werden zugunsten eines fruchtbaren Spannungsverhältnisses von Persönlichkeit und Gemeinschaft. Bestärkt durch dieses Renouveau der Gemeinschaft erwuchs im Kampf gegen Napoleon, in den Befreiungskriegen, die Idee der Nation als einer konkreten, durch dieselbe Sprache und Kultur im Laufe der Geschichte organisch gewachsenen Gemeinschaft. Ein Jahrhundert später befestigte Walter Flex, geprägt von dem großen Zusammenhalt der Deutschen im Ersten Weltkrieg, sein Bekenntnis, »daß die Menschheitsentwicklung ihre für das Individuum und seine innere Entwicklung vollkommenste Form im Volk erreicht, und daß der Menschheitspatriotismus eine Auflösung bedeutet, die den in der Volksliebe gebundenen persönlichen Egoismus wieder frei macht und auf seine nackteste Form zurückschraubt.«

Kurz darauf definierte Oswald Spengler Nationen als »Völker im Stil einer Kultur«, die durch »ein starkes Gefühl des ›Wir‹« zusammengeschlossen seien. Othmar Spann schließlich, der in der Auflösung aller natürlichen Gemeinschaftsstrukturen die Tragödie der Moderne sah, umschrieb mit seinem Gegenbegriff einer schöpferischen »Gezweigung«, daß sich das Leben des Individuums nur in bezug auf andere entfalten könne. Beobachtet man die über zweihundertjährige Zeitspanne der Industrialisierung, deren Räderwerk – neben der Herstellung weniger sinnvoller und vieler unnützer Dinge – den Staub der Individuen, den Sandhaufen der Masse erzeugt hat, wird deutlich, worin die Gründe für den ahistorischen, nach einem »Ende der Geschichte« lechzenden Geist unserer Zeit zu suchen sind: in einer Zerbröselung jeglicher naturwüchsigen Sozialsysteme zugunsten des vereinzelten, seiner Bezüge zu überindividuellen Ordnungen beraubten Konsummenschen der Moderne.

Ein solchermaßen auf das eigene Ich zurückgeworfenes Einzelwesen existiert ganz jenseits von Geschichte und Zukunft, es lebt gnadenlos in der Gegenwart; es grast das Leben nach seinen Ego-kompatiblen Genusschancen ab und wähnt, hierdurch dem Gipfel des Glücks näher gekommen zu sein. An Versuchen, aus dieser Weltanschauung à la Jeremy Bentham's Topos von der *greatest happiness of the greatest number* politische Funktionssysteme zu zimmern, hat es in der Vergangenheit nicht gefehlt. Gleichwohl hat die innere Leere des neuzeitlichen *homo oeconomicus* beständig zugenommen. Das immer schneller rotierende Hamsterrad der Konsumgesellschaft kann indes die seelische Wüste, die im Innern des materialistisch ausgerichteten Menschen immer weitere Bereiche erobert, nicht verdecken. Hinter der Fassade der Äußerlichkeit kann man bei vielen Zeitgenossen nicht nur eine beispiellose Hohlheit, sondern auch still ertragene Schmerzsymptome über den Zerfall einer gewachsenen Ordnung erkennen.

Wenn es gelingen sollte, diesen heute nicht mehr nur drohenden, sondern wesentliche Lebensbereiche beherrschenden Nihilismus zu überwinden, ist dies ohne eine Renaissance der Gemeinschaft kaum denkbar. Entgegen der Einfalt systemerhaltenwollender Verdächtigungsmechanismen geht es dabei nicht darum, den ideologieanfälligen Einzelnen der Kälte der Moderne zu entziehen und am sozialromantischen Feuer zu erwärmen, um ihn anschließend einer neuen, vorzugsweise »gefährlichen« Zwangskollektivierung zuzuführen. Ziel muß es vielmehr sein, überhaupt erst einmal wieder ein Bewußtsein dafür zu schaffen, daß es im Leben noch anderes und schöneres gibt als die Befriedigung von Interessen versprengter Individuen. Daß »die stärksten und dauerndsten menschlichen Vergemeinschaftungen ... nicht auf organisatorischer, zweckbewusster Interessenverbindung (beruhen), sondern ... einen organischen, naturhaften Kern (haben)« (Hermann Heller); daß die Eingebundenheit des Menschen in

»Nichts weist in dieser Lage mehr über den einzelnen Menschen hinaus; er hängt mit nichts mehr wesentlich zusammen. Es verkümmern Antriebe, Interessen, Fähigkeiten. Selbsterfüllung findet nur noch als Selbstbefriedigung in der Gunst des Augenblickes statt. Der erreichte nomadenhafte Egoismus zeigt an, wie wir uns auf den realen Nihilismus zubewegen.«

Hans-Dietrich Sander

ein Ganzes seinem eigenen Wesen jene Erfüllung und Entfaltungsmöglichkeit eröffnet, die ihm der Ichkult und »das vernutzte Leben des Westens« (Hans-Jürgen Syberberg) vorenthalten; daß Menschen, deren Leben von Pflicht und Verantwortung geprägt ist, wesentlich angenehmere Zeitgenossen zu sein pflegen als jene Figuren, die – vor Ansprüchen, Rechten und Genussüchten nur so triefend – im Gefängnis des Narzißmus ihre Tage fristen; daß Selbstverlorenheit und Dienst am anderen glücklicher machen können als die Leerung einer Flasche Château Pichon-Lalande-Comtesse; daß die vielen rätsel- und zauberhaften Geheimnisse des Lebens gipfeln in jenem »wunderbaren Geheimnis, in dem die Menschen auf einander bezogen sind« (Hugo von Hofmannsthal); daß das Talent zur Berechnung, zur Bestimmung des rechten Maßes zwischen Leistung und Gegenleistung überall dort vornöten ist, wo es um Handel und Wandel geht, wo der spitze Bleistift gefragt ist, daß aber organisch gewachsene Beziehungen, beispielsweise die Generationenreihe Großeltern-Eltern-Kinder, zerbrächen, würden sie von einer Koofmich-Gesinnung bestimmt. Daß der freie Geist überall hinweht, nur nicht in die übelriechenden »Mir geht nichts über mich«-Winkel des Anarcho-Liberalismus.



Es kann als besonders trauriges Beispiel der deutschen Seinsvergesessenheit in der späten Bundesrepublik gelten, daß es heute ausgerechnet die Deutschen »mit ihrer grauenhaften Anpassungsfähigkeit« (Ernst Kantorowicz) sind, die auf dem langen westlichen Irrweg in die atomistische Sackgasse, auf der abschüssigen Bahn zum »narzissatisch gewordenen Allerwelts-Mensch der Gegenwart« (Michael Klonovsky), alle anderen Nationen zu übertrumpfen scheinen. Wenn eine solch anorganisch-zentrifugale Teilchengesellschaft wie die BRD dann noch von einem harmonisch-sympathischen Wir-Kostüm ummantelt werden soll, ist der Gipfel politischer Desinformation erreicht. Dann sollte besonders aufmerksam hingeschaut und der Vereinnahmungsmaschinerie in die Speichen gegriffen werden. Vielleicht ist der Merksatz »Wer ›wir‹ sagt, will betrügen« etwas zu holzschnittartig, auf dem perfiden Medienterrain stimmt er aber fast immer; vor allem schärft er den Blick für das, worauf es bei der Wiedererlangung politischer Handlungsfähigkeit in besonderem Maße ankommt: auf die Entlarvung und Bekämpfung asozialer Minderheitsinteressen und die politische Transformation von der schweigenden zur handelnden Mehrheit, von einer stillen und bevormundeten Vielzahl von Einzelindividuen zu einer freien und sich selbst bestimmenden Nation, von einem falschen zu einem echten Wir. ■

Literaturhinweise:

- Max Hildebert Boehm: *Das eigenständige Volk*, Göttingen, 1932;
- Norbert Bolz: *Das richtige Leben*, München, 2014;
- Walter Flex: *Der Wanderer zwischen beiden Welten*, München, 1916;
- Hermann Heller: *Sozialismus und Nation*, Berlin, 1931;
- Hugo von Hofmannsthal: *Die Frau ohne Schatten*, Berlin, 1919;
- Hans-Hermann Hoppe: *Der Wettbewerb der Gauner*, Berlin, 2012;
- Michael Klonovsky: *Aphorismen und Ähnliches*, Wien/Leipzig, 2014;
- Manfred Riedel: »Gesellschaft, Gemeinschaft«, in: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd 2, Stuttgart, 1975;
- Hans-Dietrich Sander: *Die Auflösung aller Dinge*, München, 1988;
- Helmut Schelsky: *Der selbständige und der betreute Mensch*, Stuttgart, 1976;
- Othmar Spann: *Der wahre Staat*, Leipzig, 1921;
- Adalbert Stifter: *Nachsommer*, Pest, 1857;
- Botho Strauß: *Allein mit allen*, München, 2014;
- Hans-Jürgen Syberberg: *Vom Unglück und Glück der Kunst in Deutschland nach dem letzten Kriege*, München, 1990.

Hiebe der Eigentlichkeit oder: ius sanguinis

von Heinrich Schoell

Anläßlich einer abgebrochenen Autofahrt unter Regie des Rittmeisters von Eulenfeld, die an einem sonnig heißen Wiener Septembernachmittag der frühen 1920er Jahre eigentlich in den niederösterreichischen Badeort Kitzendorf hat führen sollen, beginnt der gewesene Major Melzer eigenständig zu denken. Auf dem Rücksitz eines roten Viersitzers, neben Frau Schlinger, einer anziehenden Blondine, plaziert, wird Melzer durch die rasante Fahrweise in den engen Gassen Wiens hin- und hergeworfen. Darauf, ebenso wie über sein bisheriges Leben sinnierend, geht Melzer auf, daß er sich stets in »irgendeine Gefangenschaft« habe hineinrufen lassen, in eine »Unselbständigkeit, in ein Weitergegeben-Werden von Umstand zu Umstand«. Melzer erkennt, sein Leben lang »mitgenommen worden« zu sein, »genau wie heute nachmittags im Automobil. Das alles erschreckte den Major gar sehr. Und so mußte er denn jene Augenblicke leiden, die niemandem erspart bleiben, der eigentlich gelebt hat: die tiefe Angst nämlich, nicht eigentlich gelebt zu haben. Man könnte sagen, daß damit immerhin ein bedeutender und neuer Schritt ins Leben getan sei.«

Heimito von Doderer (1896–1966), dem wir die Erzählung über die Metamorphose Melzers verdanken, hat mit dieser Szene eine Urfahrung der Moderne beschrieben: Die Benutzung des Automobils als Metapher der Auslieferung an die Verhältnisse, das unfreiwillige Gedrückt-Werden des Beifahrers in die (weichen) Polster, aber auch: die Bequemlichkeit gefahren zu werden, das angenehme Gefühl, nicht selbst am Steuer sitzen zu müssen oder gar zu laufen, die Rasanz und Energie des Motors, die Aufgabe der Kontrolle zugunsten der Teilhabe an der Technik. Dem diesen Nachmittag als Exempel seines Daseins empfindenden Melzer genügen jedoch die Verlockungen und Versprechungen des Fortschritts nicht, nein, diese scheinen als Teil jener totalen Maschine, die ihn von sich selbst entfernt und entfremdet. Hatte er zunächst das Militär als Instanz des Gelebt-Werdens durch die Umstände identifiziert, zeigt sich ihm nunmehr die Technik als Erweiterung, in ihrer Subtilität und Diskretion letztlich ungleich wirkmächtiger.

Wer in den 1990er-Jahren ein österreichisches Gymnasium besuchte, kennt Doderers Roman, zumindest dem Titel nach. Zur selben Zeit stand auch ein anderer Roman auf dem Lehrplan, der, ungleich bösartiger und zugleich simpler, das Gelebt-Werden durch die staatstragenden Institutionen beschreibt: *Der Untertan* von Heinrich Mann, erschienen ab 1914, in Buchform 1918, also etwa vierzig Jahre vor der *Strudlhofstiege*. Der häßliche Deutsche, *avant le lettre*, erhebt hier sein Haupt als Karikatur, grob gezeichnet, unfähig zur Selbstreflexion, auf der Suche nach dem persönlichen Platz an der Sonne. Der holzschnittartige Entwurf der Figur, meilenweit entfernt von Doderers subtil-liebenvoller Hermeneutik, erschien (und erscheint) den Pädagogen des *juste-milieu* als hervorragend geeignet, die Kontinuität eines Typs vom Kaiserreich bis nach Hoyerswerda zu bewei-

sen, womit eine der wichtigsten didaktischen Voraussetzungen zeitgenössischer Erziehung erfüllt ist.

Während die Entwicklung Melzers zum Menschen das eigentliche Thema des multiperspektivischen Bildungsromans Doderers ist, besteht Manns eindimensionaler Antibildungsroman auf der Darstellung der ausschließlich um sich selbst kreisenden Existenz Diederich Heßlings. Während es bei Melzer um ein Erwachen aus der Uneigentlichkeit der Institutionen geht, erfüllt sich Heßlings Dämonie im Aufgehen in der All-Gemeinheit.

Entscheidende Station auf dem Weg zum nationalistischen Spießer werden für Diederich die Berliner »Neuteutonen«, eine schlagende Studentenverbindung, deren Comment wie geschaffen erscheint für den rudimentär angelegte Charakter Heßlings. Dort kann er seine kollektivistischen Neigungen (»Nicht Stolz oder Eigenliebe leiteten Diederich: einzig sein hoher Begriff von der Ehre der Korporation. Er selbst war nur ein Mensch, also nichts; jedes Recht, sein ganzes Ansehen und Gewicht kamen von ihr.«) befriedigen, ebenso wie sadomasochistische Machtspiele, zunächst als Leibfuchs und dann als Fuchsmajor, genießen.

Mit dieser Milieueinschätzung hat Heinrich Mann bereits im Jahr 1914 die sich bis heute nicht wesentlich veränderte Kritik am studentischen Verbindungswesen entwickelt und vorgegeben. Zahllose, meist wenig inspirierte, dafür aber kenntnisarme Artikel oder (pseudo)wissenschaftliche Publikationen sind seither zum Thema Burschenschaft (als *paris pro toto*) erschienen, letztlich als bloße Reproduktionen der Bilder Manns. Vor diesem Hintergrund wäre, nebenbei bemerkt, eine fruchtbare Plagiatsdebatte zu führen, in welcher sich der Urtext in der *imaginatio* eines Schriftstellers finden ließe.

Daß die Linke nicht seit jeher ein Problem mit den exklusiven Rituale deutscher Studenten hatte, zeigt die Mitgliedschaft vieler Akteure der Sozialdemokratie in schlagenden Verbündungen; Tatsache ist jedoch, daß die seit 1968 an den Universitäten, in den Medien und der Politik obsiegende Klasse nichts unversucht ließ und läßt, die waffenstudentische Tradition zu delegitimieren. Trotz dieser fundamentalen, sich nunmehr bereits über Jahrzehnte erstreckenden Kritik ist der Exitus in diesem Fall nicht eingetreten, das Erbe erweist sich als zäh und dauernd – ein Ende des Widerstandes gegen die hegemoniale Linke oder gar deren Sieg ist bis auf weiteres nicht in Sicht. Dies ist insofern bemerkenswert, als es sich bei der Mensur um eine der letzten Techniken deutscher Eigenart handeln

»Denn Diederich war so beschaffen, daß die Zugehörigkeit zu einem unpersönlichen Ganzen, zu diesem unerbittlichen, menschenverachtenden, maschinellen Organismus, der das Gymnasium war, ihn beglückte, daß die Macht, die kalte Macht, an der er selbst, wenn auch nur leidend, teilhatte, sein Stolz war. Am Geburtstag des Ordinarius bekränzte man Katheder und Tafel. Diederich umwand sogar den Rohrstock.«

*Heinrich Mann:
Der Untertan*



Waffenstudenten: Wollen nicht ohne Narben sterben / Brüder auf! erhebt die Klingen (Wilhelm Hauff)

dürfte, die einer globalisierten, westlich-hedonistischen Ethik entgegensteht und die sich aus Aspekten der Nützlichkeit oder Opportunität wohl kaum valid begründen ließe.

Anders als in den so oft reproduzierten Klischees setzen sich jene wehrhaften Bünde in der Majorität nicht aus den Söhnen Ehemaliger zusammen: Auch Studenten ohne familiäre Prägungen oder sonstige spezifische Vorkenntnisse begeistern sich für das Ritual. Wie groß die Kränkung

»Nie werde ich die Gefühle vergessen, die mich bei meiner ersten Mensur im Februar 1927 beherrschten. Durch verschiedene Arm- und Halsbandagen, die die betreffenden Körperteile vor Verletzungen schützen sollten, kann man buchstäblich das Herz im Halse klopfen hören. Wenn ich ehrlich sein will muß ich gestehen, daß ich Angst vor dem Kommenden hatte, ganz gemeine Angst.«

Otto Skorzeny

der Linken über diese Kontinuitäten mittlerweile sein muß, kann bei den jährlichen Protesten gegen den Wiener Akademikerball ebenso verfolgt werden wie beim Versuch, jedes korporative Auftreten in der Öffentlichkeit zu verhindern. Offen muß hier bleiben, ob dieser mit Verve unternommene Versuch einer gewaltsamen Verdrängung des Gegners aus dem öffentlichen Raum psychoanalytisch, etwa im Sinne von Angstbewältigung, deutbar wäre; daß dies nicht ausgeschlossen werden kann, zeigen leicht identifizierbare, regressive Verhaltensweisen wie etwa Trotreaktionen oder Weinerlichkeit (»Trauer und Wut«) bei vielen Protestierenden.

Ums so auslegungsbedürftiger scheint vor diesem Hintergrund jedoch das Ausbleiben des großen Bruchs mit der Überlieferung: Warum fließt auf den Paukböden deutscher Universitätsstädte von Greifswald bis Klagenfurt, von Aachen bis Wien weiterhin Blut? Warum werden die Prägungen hin zu einer gewaltfreien Erziehung konsequent revidiert? Für das persönliche Fortkommen ist die verräterische Zeichnung des Gesichts doch eher hinderlich: Man macht sich zumindest verdächtig, außerhalb eines verordneten gesellschaftlichen Konsenses zu stehen und das Faktische nicht als normativ oder gar alternativlos hinzunehmen. Dazu kommt, daß die körperliche Unversehrtheit nicht das Ziel der Mensur ist – eine Umkehrung aller Absicherungskonditionierungen westlicher Gesellschaften. Denn man geht nicht fehl, wenn man vermutet, daß man die Wangen, die Nase, die Ohren nicht ohne Unbehagen den Hieben der Kontrahenten aussetzt. Der in späteren Jahren als Mussolini-Befreier bekannt gewordene Otto Skorzeny hat das sehr ehrlich notiert, insgesamt aber zwölf Partien gefochten. Nun ist, nebenbei bemerkt, das Befreien italienischer Diktatoren keine zwangsläufige Folge studentischen Fechtens wie etwa die Biographie des revolutionären Sozialisten, Mitglieds der kommunistischen Partei und rasenden Reporters Egon Erwin Kisch zeigt. Dieser, einer traditionsreichen jüdischen Bürgerfamilie in Prag entstammend, war Burschenschafter wie sein Bruder und berichtete in launigen Texten etwa von im Patrizierhaus der Familie in der Melantrichgasse abgehaltenen Mensuren mit allerlei abgehauenen Nasenspitzen und Ohren.

Warum also nehmen junge Männer, die es doch einmal besser haben wollen, noch heute all dies auf sich? Karrieredrill und Umerziehung, Hedonismus und Herdentrieb, gute Ausreden und schlechte Presse – trotz alledem finden sich noch immer genügend Typen, die wie Tyler Durden in David Finchers 1999 erschienenem *Fight Club* (nach dem gleichnamigen Roman von Chuck Palahniuk) bekennen: »Ich will nicht ohne Narben sterben.« Und die Angst des modernen Menschen, »nicht eigentlich gelebt zu haben«, hat daran einen entscheidenden Anteil. Diese Angst schwebt als schwarze Wolke im immerblauen, kalifornischen Himmel, der sich über den Teilnehmern des Diskurses unserer westlichen Gesellschaften glückverheißend ausgebreitet hat und der gegenüber den ihm eingeborenen digital natives das Versprechen einer zweiten, besseren, virtuellen Natur abgegeben hat.

Noch aber scheint, zumindest für manche, die Seinsvergessenheit unter den hedonistisch-konsumistischen Vorzeichen unserer Tage (die mit den von Martin Heidegger eingeführten Termini des »Man« und der »Uneigentlichkeit« präzise beschrieben ist) nicht das Ende der Geschichte zu sein. Denn, mehr als je zuvor, gilt: »Wir genießen und vergnügen uns, wie man genießt; wir lesen, sehen und urteilen über Literatur und Kunst, wie man urteilt; wir ziehen uns aber auch vom ›großen Haufen‹ zurück, wie man sich zurückzieht; wir finden empörend, was man empörend findet.« Als das Gegenteil dieser uneigentlichen (Fremd)Bestimmung entwarf Heidegger bekanntermaßen das eigentliche Selbstsein, das sich zum »Sein als seiner eigensten Möglichkeit« verhält, »sich gewonnen haben kann es nur, sofern es seinem Wesen nach mögliches eigentliches, das heißt sich selbst zueigen ist.« Eigentlich, seiner selbst eingedenk, kann Sein freilich nur dann sein, wenn es sich seiner Endlichkeit, als wesentlicher Bedingung, bewußt ist.

Eine spezifisch deutsche Kulturtechnik, sich seiner selbst bewußt zu werden und damit Eigentlichkeit zu erfahren, liegt in der studentischen Tradition der Mensur. Nachdem diese durch die gesellschaftlichen Verhältnisse unter fundamentalen Rechtfertigungzwang geraten ist, treffen die von Heinrich Mann entworfenen und seither ungezählte Male reproduzierten Bilder der Seinsvergessenheit, der Uneigentlichkeit Diederich

Heßlings nicht mehr zu: Vielmehr fallen heute alle äußereren Gründe weg, den »scharfen Gang, der selbst gewählt« auf sich zu nehmen. Es bleibt allein der innere Antrieb, dem Gegner, der nicht der Feind ist, ins Auge zu blicken und sich bewußt der Angst auszusetzen. Es bleibt eine Urszene von Eigentlichkeit; der Paukant erfährt, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, ein agonales Ausgesetzt-Sein. In der Selbstauslieferung der Mensursituation wird erfahrbar, daß das Leben immer ein riskiertes ist, eines, das einmal beendet sein wird. In der Selbstaussetzung ist der Paukant seiner Verletzbarkeit als Mensch und – unbewußt – auch seines Todes eingedenk und versteht, daß das Individuum nicht über alles frei disponieren kann, sondern daß in der Körperlichkeit die Erfahrung von Begrenzung liegt, aber auch: daß man seines Glückes Schmied sein kann und daß zu einem guten Teil von einem selbst abhängt, ob sich der Erfolg einstellt oder nicht. Die Erfahrung der Mensur als instinktive Todesnähe, also als Vereinzelung, wird jedoch von einer anderen eigentlichen, gegenläufigen Erfahrung konterkariert: Der Erfahrung einer Gemeinschaft der Eigentlichkeit. Der Einzelne setzt sich zwar unmittelbar und unvertretbar aus; aber das haben die, die hinter und neben ihm stehen, auch getan und sie wissen, was das Hinausgehalten-Sein bedeutet.

Die Bewältigung dieser Situation, die bewußte Annahme einer Gefahr, vor der man nicht fliehen darf, ist die eigentliche Existenz *in nuce*. Diese Existenz ist eben nicht ausschließlich oder hauptsächlich von den libidinösen Bedürfnissen eines jungen Mannes bestimmt, sondern von »seinem Stolz, seinem Mut, seiner Beherztheit, seinem Geltungsdrang (...) seinem Gefühl für Würde und Ehre, seiner Indignation und seinen kämpferisch-rächerischen Energien.« Gerade diese Wesenszüge, die von der herkömmlichen freudianischen Deutung völlig vernachlässigt und als Ersatzhandlungen unbefriedigter Sexualität abgetan wurden, verwirklichen sich im Wunsch nach der Wahrung des konservativen Prinzips, welches zum Fechten von Bestimmungsmensuren und zum Annehmen von Forderungen verpflichtet. Peter Sloterdijk hat in seiner Würdigung der thymotischen Energien auf dieses Mißverhältnis in der Deutung der *conditio humana* hingewiesen, die das Erotische allein als Motivation beschreibt und das Agonale pathologisiert.

In Doderers Roman beginnt der Eintritt des Protagonisten in die Eigentlichkeit mit der Frage nach den Grundlagen des bisherigen Lebenswegs, worin »ein bedeutender und neuer Schritt ins Leben getan sei«. Dieser Schritt vollendet sich für Melzer in der Bewährung in einer Ausnahmesituation, der äußerst blutigen Rettung des Lebens von Mary K., und endgültig in der erwidernten Liebe der Thea Rokitzer. Den dieser Probe vorausgegangenen Ernstfall, das Sterben seines Vorgesetzten, des Major Laska auf dem Schlachtfeld, erfuhr Melzer noch wie durch einen Schleier, machtlos, in einem nicht selbst gelebten Leben. In der Rettung Mary K.s allerdings tritt uns ein anderer, aktiver Charakter entgegen, der keine Sekunde zögert und das Notwendige tut. So findet Melzer zu einem eigentlichen Leben und überwindet die Institution.

Freilich ist die Mensur, die hier als eine Kulturtechnik der Eigentlichkeit skizziert ist, keine Seinsversicherung gegen das »Man«, denn selbst dieses Erleben ist nicht davor gefeit, in seiner krassen Unzeitgemäßheit unterzugehen oder – rechtfertigend – als mehr oder weniger pittoreske Episode postpubertärer Findungsprozesse abgetan zu werden. Gerade in letzterer Bewältigungskommunikation zeigt sich jedoch das Fremde, Archaische dieses Rituals; um wieder Mitglied der Herde sein zu können, steht ein psychoanalytisch-antifaschistischer Sprachkonsens bereit, der geeignet ist, derlei Lichtungen als Extravaganz abzutun und zu kategorisieren: Man könnte gar von einem »Jargon der Uneigentlichkeit« sprechen. ■



LIEBER ALS DES HOFRATS LEHREN
WAR MIR STETS DER SCHLÄGER KLANG

Max Liebenwein, erschienen ist das Bild erstmals in einer Broschüre zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfestes d. Verbindung deutscher Kunstakademiker Athenea, Wien, Ostern 1907.

Literaturhinweise:

Heimito von Doderer: *Die Strudlhofstiege oder Melzer und die Tiefe der Jahre*, zuerst München, 1951;

Martin Heidegger: *Sein und Zeit*, zuerst Tübingen, 1927;

Egon Erwin Kisch: *Prager Farben*, Hilden, 2002;

Heinrich Mann: *Der Untertan*, zuerst Leipzig 1918;

Otto Skorzeny: *Lebe gefährlich*, Königs-winter, 1973;

Peter Sloterdijk: *Zorn und Zeit*, Frankfurt a.M., 2008.

Mitteleuropa als Option

von Thorsten Hinz

Der Ukraine-Konflikt rückt die schlichte Tatsache ins Bewußtsein, daß die Interessen Europas und der USA nicht deckungsgleich sind. Die Differenzen haben unterschiedliche Facetten und Wertigkeiten. Zwingende Unterschiede ergeben sich aus der geographischen Lage, sie sind geopolitischer Natur. Die Diskussion um amerikanische Waffenlieferungen an Kiew und die damit verbundene Aussicht auf eine militärische Eskalation haben Kanzlerin Merkel und Präsident Hollande im Februar zur einer panisch anmutenden Parforcediplomatie veranlaßt, die auch dem amerikanischen Säbelrasseln entgegenwirken sollte. Denn ein offener Krieg zwischen Rußland und einer von der NATO hochgerüsteten Ukraine könnte sich zum Flächenbrand entwickeln. Die Risiken wären dies- und jenseits des Atlantiks ungleich verteilt.

Die Interessen-Differenz ist führenden deutschen und europäischen Politikern durchaus bewußt. Allerdings wird sie beschwiegen und bleibt unreflektiert. Nach offiziöser Lesart drückt sich im Ukraine-Konflikt der Gegensatz zwischen Demokratie und Autoritarismus, zwischen den westlichen Hütern des Völkerrechts und seinen imperialistischen Verächtern im Kreml aus, die mit der Krim-Annexion und der Unterstützung der Separatisten das Demokratie- und Freiheitsbegehren der Ukrainer dementieren wollen. Es genügt ein Blick auf die militärischen Interventionen, die der Westen in den letzten Jahren unternommen hat, um zu sehen, daß diese Deutung nur eine Frage der Definitionsgröße ist.

Als Sowjet Herrscher Nikita Chruschtschow 1954 per Ukas die Krim in die Ukraine eingliederte, ging er davon aus, daß die Sowjetunion ewigen Bestand haben würde und es sich lediglich um einen verwaltungstechnischen Akt handelte. 1783 hatte Katharina die Große die Halbinsel als »für alle Zeiten russisch« deklariert, um der aufstrebenden Großmacht die Kontrolle über das Schwarze und den Zugang zum Mittelmeer zu sichern. Parallel zur Auflösung der Sowjetunion schlossen sich am 8. Dezember 1991 Rußland, Weißrußland und die Ukraine zur Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS) zusammen, der später weitere Nachfolgestaaten der Sowjetunion beitrat. Rußland unterschied dabei zwischen den »inneren« Grenzen innerhalb der GUS und ihrer »äußeren Grenze« zum übrigen Ausland, die analog zum Großraumkonzept Carl Schmitts den Rahmen seiner Interessensphäre bildete.

Diese Geschäftsgrundlage wollten insbesondere die USA nicht akzeptieren. Sie betrachteten die Randstaaten Russlands als ihren Operationsraum, den sie – etwa durch Förderung diverser Farb- und Blumenrevolutionen – aus dem russischen Einfluß zu lösen versuchten. Die Inkorporation der Ukraine in westliche Strukturen bildet den vorläufigen Höhepunkt der geopolitischen Auseinandersetzung.

Endgültig akut wurde der schwelende Streit mit dem Assoziierungsabkommen zwischen der Ukraine und der EU. Die Brüsseler Bürokraten

»Wie die Monroe-Doktrin in der Hand der Vereinigten Staaten liegt, so können sie den Standpunkt einnehmen, der sich für eine Weltmacht von selbst versteht: daß sie selber es sind, die definieren, interpretieren und anwenden. Sie entscheiden, wann etwas Krieg ist oder ein friedliches Mittel internationaler Politik ... Bei jenen entscheidenden politischen Begriffen kommt es eben darauf an, wer sie interpretiert, definiert und anwendet; wer durch die konkrete Entscheidung sagt, was Frieden, was Abrüstung, was öffentliche Ordnung und Sicherheit ist. Es ist eine der wichtigsten Erscheinungen im rechtlichen und geistigen Leben der Menschheit überhaupt, daß derjenige, der wahre Macht hat, auch von sich aus Begriffe und Worte zu bestimmen vermag.«

Carl Schmitt: »Völkerrechtliche Formen des modernen Imperialismus«, zit. nach: ders.: *Positionen und Begriffe*, Berlin 1994.

hatten es nicht für nötig gehalten, Moskau die Überzeugung zu vermitteln, aus dem Abkommen ebenfalls für sich Vorteile ziehen zu können. Provokativ erklärte der damalige Kommissionspräsident José Manuel Barroso im Februar 2013, daß die Ukraine sich zwischen der EU und Rußland entscheiden müsse.

Die folgenden Auseinandersetzungen in der ukrainischen Führung und die sogenannte Maidan-Revolution haben dazu geführt, daß proamerikanische Kräfte jetzt die Schlüsselpositionen in Staat und Wirtschaft besetzen: Ministerpräsident Arsenij Jazenjuk gilt als Vertrauensmann der USA. Er gehörte 2007 zu den Begründern der Open Ukraine Foundation, die von amerikanischen, britischen und anderen internationalen Partnern – darunter der US-Ukraine-Foundation, dem US-Außenministerium und der NATO – gesponsert wurde, und forderte 2008 den Beitritt seines Landes zur NATO. Finanzministerin Natalija Jaresko ist eine amerikanische Investmentbankerin und war zuvor im US-Außenministerium und an der amerikanischen Botschaft in Kiew tätig. Erst im Dezember 2014 wurde sie im Eilverfahren eingebürgert. Der Sohn von US-Vizepräsident Joe Biden, Hunter Biden, trat im Mai 2014, kurz nach dem Sieg des »Maidan«, dem Verwaltungsrat des größten privaten Gasproduzenten in der Ukraine bei.

Damit sind die personellen und strukturellen Voraussetzungen geschaffen, um die am 19. Dezember 2008 zwischen den USA und der ukrainischen Regierung beschlossene »Charta über strategische Partnerschaft« zu verwirklichen, die unter anderem eine Kooperation bei der Erschließung und dem Transport der Energieressourcen vorsieht. Die Vereinbarung richtet sich direkt gegen Rußland, das ebenfalls am Leitungsnetz der Ukraine interessiert war, um sein Gas direkt nach Europa liefern zu können, und indirekt auch gegen Europa, dessen Gasversorgung unter strategische Kontrolle gestellt wird. Die fünf Milliarden Dollar, welche die USA nach den Worten Victoria Nulands, der für Europa und Eurasien zuständigen Abteilungsleiterin des US-Außenministeriums, für die »Unterstützung des Strebens des ukrainischen Volkes nach einer stärkeren, demokratischen Regierung« bereitgestellt hatten, waren eine lohnende Investition. Während die Amerikaner den politischen, strategischen und wirtschaftlichen Mehrwert einstreichen, tragen die Europäer die Hauptlast der Sanktionen.

»Europa« ist momentan nur ein Abstraktum oder eine Idealprojektion, die geographisch ungefähr die heutige EU umfaßt, sich von ihrem bürokratisch-administrativen Gebilde jedoch klar unterscheidet. Vor allem ist »Europa« eine Notwendigkeit, denn kein einziger europäischer Nationalstaat kann auf sich allein gestellt in der globalen Konkurrenz bestehen.

Diese Erkenntnis wurde vor genau 100 Jahren vom Liberalen Friedrich Naumann in der Schrift *Mitteleuropa* dargelegt. Naumann stand unter dem Eindruck der alliierten Übermacht und der globalen Dimension des Ersten Weltkriegs. Er erblickte darin eine allgemeine und unabänderliche Tendenz, aus der er den Schluß zog, daß sich fortan keine nationalen Wirtschaftsräume und politischen Einheiten mehr behaupten könnten. Nur noch wenige Mächte bzw. Machtblöcke würden die Geschicke der Staatenwelt bestimmen. Die Machtzentren würden sich auf jeden Fall in London, New York, Petersburg (Moskau) befinden, möglicherweise auch in Tokio und Peking. Deutschlands einzige Chance, dem Schicksal eines »Planetenstaates« und »Trabantenvolkes« zu entgehen, sah er darin, daß es sich im Zentrum eines mitteleuropäischen Staatenverbundes plazierte.

Naumanns Vision einer multipolaren Welt der Großräume ist – mit Abweichungen und Modifikationen – seit dem Ende der bipolaren Blockkonfrontation von bestechender Aktualität und eine deutsche und europäische Chance zur Selbstbehauptung. Die Presse fokussiert sich auf eine russische Intransigenz: Moskau versuche, die europäischen Länder auseinanderzudividieren. Das trifft wohl zu und entspricht dem Instinkt der benachbarten Großmacht, die eben noch eine Supermacht war. Doch das versuchen auch die viel stärkeren USA. Man denke nur an die Unterscheidung zwischen »altem« und »neuem« Europa, die der vormalige Verteidigungsminister Donald Rumsfeld im Januar 2003 mit der Absicht vornahm, die Osteuropäer gegen die Bundesrepublik und Frankreich auszuspielen, als diese sich gegen den Irak-Krieg sträubten. Wer die Annexion der Krim durch Rußland ausschließlich als politischen, moralischen und

»US-Vizepräsident Joe Biden hat am Freitag in Brüssel entschieden vor Uneinigkeit der Europäer in der Ukraine-Krise gewarnt. Beim Besuch einer Sonder- sitzung der Fraktionsvorsitzenden des Europaparla- ments sagte Biden laut Teilnehmern, die Klagen mancher EU-Mitgliedstaaten über teure Sanktionen ge- gen Rußland seien unange- bracht und ärgerlich. ›Jetzt ist der Zeitpunkt, an dem die USA und Europa fest zusammenstehen müssen. Rußland darf keine neuen Grenzen in Europa ziehen. Doch genau das passiert gerade‹, so der US-Poli- ker weiter. Europa und die USA dürften sich ebenso- wenig auseinanderdividi- ren lassen wie die Nato.«

Spiegel-Online,
6. Februar 2015

»Wahrer Realismus in den internationalen Angele- genheiten bedeutet zu ver- stehen, daß die Außen- politik einer Nation sehr stark von ihrer jeweili- gen Regierungsform ge- prägt ist. Die Demokratien der Welt müssen ein- ander ihrer Solidarität be- kunden und diejenigen un- terstützen, die sich bemü- hen, der Demokratie über- all dort zu mehr Freiräu- men zu verhelfen, wo ihr diese verweigert werden.«

Robert Kagan: *Die Demo- kratie und ihre Feinde. Wer gestaltet die neue Weltord- nung?* München 2008.

»Fuck the EU«.

Victoria Nuland, Ob- ama-Beraterin und Ehe- frau von Robert Kagan, am Telefon zum amerikani- schen Botschafter in Kiew.



völkerrechtlichen Skandal anprangert, will den geopolitischen Hintergrund entweder verschleiern, oder er ist ihm nicht bewußt.

Der Verlust der Ukraine mit der Hafenstadt Odessa, dem »unersetzblichen Tor für den Handel mit dem Mittelmeerraum und der Welt jenseits davon«, beraubt Rußland seiner »beherrschenden Position am Schwarzen Meer« und beschneidet drastisch »seine geopolitischen Optionen«. Er macht es ihm unmöglich, »die Führung eines selbstbewußten eurasischen Reiches anzustreben«. Der amerikanische Großstrateg Zbigniew Brzezinski nahm in seinem Buch *The Grand Chessboard (Die einzige Weltmacht)* wahrlich kein Blatt vor den Mund. »Der Wegfall der Ukraine«, heißt es weiter, »wirke als »geopolitischer Katalysator«. Das Ziel besteht darin, Rußland zu zwingen, sich in die US-dominierte westliche Gemeinschaft einzuordnen und seine äußeren und inneren Verhältnisse nach ihren Vorgaben zu regeln. Das heißt aber auch, daß es sich beim Krim-Anschluß aus russischer Sicht um eine Defensiv-Aktion handelt.

Brzezinski ist ein *Spiritus rector* der amerikanischen Rußlandpolitik, die dem Zweck folgt, die nach 1989 proklamierte »Neue Weltordnung« – die globale Dominanz der USA – zu sichern. Er folgt der sogenannten »Herzland«-Theorie, die 1904 vom britischen Geographen und Politiker Halford Mackinder formuliert wurde. Mackinders kontinentales, für die Seemächte uneinnehmbares »Herzland« umfaßte den europäischen Teil Rußlands und Westsibirien und reicht im Süden bis ans Kaspische und Schwarze Meer. Es sei von einem »inneren Halbmond« umgeben, dessen westliche Spitze Europa bildet und sich von dort über Nordafrika, den Nahen und Mittleren Osten bis nach Indien und China erstreckt. Die Verbindung des russischen Herzlandes mit dem wissenschaftlich, technisch und organisatorisch befähigten Deutschland sei in der Lage, sich die Herrschaft über die eurasische Landmasse zu sichern, die zusammen mit Afrika die »Weltinsel« bilde. Mackinder folgerte: »Wer Osteuropa beherrscht, beherrscht das Herzland; wer über das Herzland herrscht, beherrscht die Weltinsel; wer über die Weltinsel herrscht, beherrscht die Welt.«

»Als graue Eminenz unter den amerikanischen Geostrategen verkörpert er (Brzezinski) die Sichtweisen und Interessen eines ganzen Flügels der amerikanischen Elite. Aufgrund seines intellektuellen Ranges muß sein Einfluß als sehr hoch veranschlagt werden. Unter einer

Präsidentschaft Obamas werden höchstwahrscheinlich die geopolitischen Vorstellungen dieser ›Brzezinski-Faktion‹ zum Tragen kommen. Hinzu kommt noch, daß Zbigniew Brzezinskis Tochter, die Fernsehmoderatorin Mika Brzezinski, Obama unterstützt, während ihr Bruder Mark Brzezinski ebenfalls zu den Beratern Obamas gehört.«

Hauke Ritz: »Die Welt als Schachbrett. Der neue Kalte Krieg des Obama-Beraters Zbigniew Brzezinski«, in: Thomas Barnett/Peter Bender/Norman Birnbaum (Hrsg.): *Quo vadis, Amerika? Die Welt nach Bush*, Berlin 2008.

Das »Herzland«-Modell wurde aus amerikanischer Perspektive vom Geopolitiker Nicholas Spykman modifiziert. Spykman sah die entscheidenden Machtpotenzen statt im Herzland in dessen Randregionen, dem »Rimland«, konzentriert, das ungefähr dem inneren Halbmond entspricht. »Wer das Rimland kontrolliert, beherrscht Eurasien, wer Eurasien kontrolliert, kontrolliert die Geschicke der Welt.« Sollte es einer Macht oder

Mächtekoalition gelingen, das »Rimland« unter ihre Kontrolle zu bringen, gerieten auch die USA in diese Abhängigkeit. Deshalb war es für die USA im Zweiten Weltkrieg so wichtig, Deutschland und Japan zu zerschlagen. Um fremde Dominanz zu verhindern, mußten sie selber zur dominanten Weltmacht werden und das »Rimland« beherrschen.

Die geopolitische Einhegung Rußlands und die Kontrolle Europas sind zwei Seiten derselben Medaille. Gewiß beschwört Brzezinski das transatlantische Bündnis und die Wertegemeinschaft, doch Europa ist vor allem ein Mittel zum Zweck: nämlich ein »Eckpfeiler einer unter amerikanischer Schirmherrschaft stehenden größeren eurasischen Sicherheits- und Kooperationsstruktur« und »geopolitischer Brückenkopf«, ohne den »Amerikas Vormachtstellung in Eurasien schnell dahin« wäre. In diesem Fall könnte es sich sogar zu einem Konkurrenten entwickeln, denn es verfügt über genügend Potential, um »zwangsläufig eine Weltmacht zu werden«.

Bisher deutet wenig auf den entsprechenden Ehrgeiz Europas hin. Tatsächlich würde das zu einer tektonischen Verschiebung in den innen- wie außenpolitischen Verhältnissen führen, die voller Risiken sind, zumal man mit massivem Widerstand aus Washington rechnen müßte. Vordergründig sind die Europäer mit dem unipolaren Anspruch der USA nicht schlecht gefahren. Im Windschatten des militärischen US-Schirms konnten sie den Wohlstandsstaat auf- und ausbauen. Doch jetzt treten immer mehr die Nachteile in den Vordergrund. Die Flüchtlingswellen, die an die europäischen Küsten branden, sind zum großen Teil eine Folge von US-Interventionen in der »Rimland«-Zone. Europa dient als Überlaufbecken der Kollateralschäden. Die Menschenrechtsrhetorik sorgt dafür, daß es sich dieser Aufgabe nicht entziehen kann. Man muß sie daher als Teil einer politisch-ideologischen Grammatik begreifen, in der sich amerikanische »Soft Power« ausdrückt und die für Europa zum Gefängnis wird. Die Politik der USA läuft auf die Zerstörung der europäischen Nationalstaaten und Lebensformen sowie auf die weltweite Durchsetzung des American Way of Life hinaus. Die »Neue Weltordnung« generiert den Neuen Menschen. Die Europäische Union mit ihrem bürokratischen Wasserkopf in Brüssel ist eine Filiale internationaler Lobbyisten und unfähig, eine Politik im Interesse Europas zu konzipieren und zu betreiben.

Normalerweise fiele Deutschland angesichts der Kräfteverhältnisse die Funktion der kontinentalen Führungsmacht zu. Es müßte den Nachbarn seine Fähigkeit beweisen, ihre Interessen mit den eigenen zu bündeln und sie auf der Weltbühne erfolgreich zu vertreten. Dem vormaligen Kanzler Gerhard Schröder mag eine solche Politik vorgeschwobt haben, als er 2002 gemeinsam mit dem französischen Präsidenten Chirac eine europäische Front gegen den Irak-Krieg zu schmieden versuchte, den die USA organisierten. Doch die Art seines Auftritts – undiplomatisch, unabdingbar, ohne strategisches Konzept – bestätigte alle antideutschen Stereotype und zeugte vom Fehlen einer außenpolitischen Tradition. Vor allem ließ Schröder die traumatischen Erfahrungen außer acht, die die Osteuropäer mit der Sowjetunion gemacht haben und sie heute veranlassen, die USA als ihre Schutzmacht zu hofieren.

Eine Wiederholung des Versuchs müßte daher neben Frankreich, das über mehr Willen zur Macht verfügt, idealerweise auch Polen, das größte EU-Land aus dem früheren Ostblock, als Partner mit einschließen. Zentrales Moment wäre ein gutes Verhältnis zu Rußland, das keine Supermacht mehr, doch eine souveräne Großmacht ist. Seine Souveränität bietet Europa eine der wenigen Chancen, die amerikanische Übermacht auszubalancieren. Ziel dürfte nicht die Konstituierung eines eurasischen Blocks sein, der, wie es dem geopolitischen Vordenker Alexander Dugin vorschwebt, unter russische Führung geriete, sondern die Erringung einer neuen Option als Mittel der Außenpolitik. Ganz praktisch geht es auch um die Ressourcen Sibiriens, die sich nicht auf die Bodenschätze beschränken. Sein riesiger Raum stellte für den Schriftsteller Heiner Müller die letzte Ausweichreserve für Europa dar. Parallel dazu hätte man sich weiter um bestmögliche Beziehungen zu den USA, dem mächtigsten Land der Erde, zu bemühen und sich nur davon zu verabschieden, sie als ein gottgegebenes Über-Ich zu betrachten.

Allerdings erforderte das eine schwindelerregende Höhe der Staatskunst. ■

Literaturhinweise:

- Zbigniew Brzezinski: *Die einzige Weltmacht. Amerikas Strategie der Vorherrschaft*, Frankfurt a.M. 1999;
- Alexander Dugin: *Die Vierte politische Strategie*, London 2013;
- Alexander Dugin: *Konflikte der Zukunft. Die Rückkehr der Geopolitik*, Selent 2015;
- Panajotis Kondylis: *Das Politische im 20. Jahrhundert. Von den Utopien zur Globalisierung*, Heidelberg 2001;
- Dimitrios Kisoudis: *Goldgrund Eurasien. Der neue Kalte Krieg und das Dritte Rom*, Waltrop/Leipzig 2015;
- Halford J. Mackinder: »Der geographische Drehpunkt der Geschichte«, in: Josef Matznetter (Hrsg.): *Politische Geographie*, Darmstadt 1977;
- Friedrich Naumann: *Mitteuropa*, Berlin 1915;
- Hauke Ritz: »Warum der Westen Rußland braucht – Die erstaunliche Wandlung des Zbigniew Brzezinski«, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 7/2012;
- Bernhard Rode: *Das eurasische Schachbrett. Amerikas neuer Kalter Krieg gegen Rußland*, Tübingen 2012;
- Nicholas J. Spykman: *The Geography of the Peace*, New York 1944.

Englische Neurosen

von Norbert Borrmann

Jeder halbwegs unabhängige Beobachter weiß, daß Deutschland das Land ist, in dem die Neurosen gedeihen. Sie heißen Selbsthaß und Schuldstolz. Ein manischer Blick auf das Dritte Reich läßt deutsche Geschichte zur NS-Geschichte verkümmern, wobei diese Zeitspanne aus dem damaligen historischen Kontext herausgelöst wird. Das Bild, das so entsteht, zeigt den häßlichen Deutschen, der sich mordgierig auf eine Welt des Friedens, der Freiheit und der Freundschaft stürzte. Ein Resultat dieses Propagandakonstruktes ist der Wunsch, nie mehr deutsch sein zu wollen, um dafür in irgendeiner »Weltläufigkeit« aufzugehen. Auf die Spitze getrieben hat die neurotische Selbstverneinung die Antifa mit ihren Parolen »Nie wieder Deutschland«, »Deutschland verrecke« oder »Bomber Harris, do it again«.

Aber auch die Engländer pflegen ihre Neurosen. Wer ihre Wurzeln aufdecken will, muß sich dem Jahrhunderte währenden Erfolgsrezept englischer Politik zuwenden, der »Balance of Power«. Nach der Entdeckung Amerikas rückten die lange Zeit abseits gelegenen britischen Inseln zum Vorposten der Neuen Welt auf. Erst diese veränderte geostrategische Lage bot den Engländern die Möglichkeit, zur Weltmacht aufzusteigen. Dabei erwies es sich als günstig, das übrige Europa, den »Kontinent«, zu schwächen. In Politik umgesetzt, bedeutete das eine grundsätzliche Gegnerschaft zur stärksten Kontinentalmacht. Die nicht eben »feine englische Art«, die europäischen Mächte zum eigenen Vorteil gegeneinander auszuspielen, führte zum geflügelten Wort vom »perfidien Albion«. Als zuletzt Napoleon geschlagen war, wurde England die Nr. 1 in Europa und beherrschte – »Britannia rules the waves« – uneingeschränkt die Weltmeere. Das englische Imperium stieg zum größten der Weltgeschichte auf. Doch mit der Gründung des Deutschen Reiches 1871 kristallisierte sich ein neuer Konkurrent auf dem Kontinent heraus.

1887 gruppierter der Prinz of Wales, der spätere König Eduard VII., einen Kreis einflußreicher Persönlichkeiten um sich. Ziel war es, einen »neuen Kurs« in der britischen Außenpolitik durchzusetzen. Angestreb wurde eine enge Verbindung mit Frankreich und Rußland, um gemeinsam mit diesen Mächten gegen das aufstrebende Deutschland vorzugehen. Hans Grimm, der in den Jahren um 1900 in London und Südafrika als Kaufmann tätig war, und in dessen schriftstellerischem und publizistischem Werk die verhängnisvolle Beziehung zwischen England und Deutschland eine zentrale Rolle spielt, registrierte sehr aufmerksam, wie die englische Presse fortlaufend einen feindlicheren Ton gegenüber Deutschland anschlug. 1896 wartete die *Saturday Review* mit der Schlagzeile »Germania est delenda« auf. Während Wilhelm II. 1901, im Todesjahr seiner Großmutter, Queen Victoria, noch davon träumte, »daß die beiden germanischen Nationen einander helfen werden, den Weltfrieden zu bewahren«, schloß sich langsam der Kreis um Deutschland. 1907 kam es zur Gründung der Triple-Entente, bestehend aus Rußland, England

»Es gibt in England dieses Gefühl: Wir haben stets nur gerechte Kriege gefochten, die Bösen waren andere. In diesem Geschichtsbild brechen Kriege aus, weil gute Menschen früher oder später gegen böse Menschen vorgehen müssen.«

Christopher Clark

und Frankreich. Am 28. Juli 1914, noch vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges (als England nach außen hin noch als Friedensbemüher agierte), ließ der damalige Marineminister, Winston Churchill, die englische Flotte in Gefechtsbereitschaft versetzen. Am 4. August 1914 erklärte England dem Deutschen Reich schließlich den Krieg.

Mit dem Aufstieg außereuropäischer Mächte hatte sich das Erfolgsrezept englischer Politik überlebt, zumindest, wenn man es weiterhin nur auf den Kontinent anwandte und nicht globalisierte. Die tatsächlichen Gewinner des Ersten Weltkrieges waren die USA, gefolgt von Japan und – den kommunistischen Revolutionsbewegungen. England hingegen war wirtschaftlich erschüttert und rutschte gegenüber den USA von einer Gläubiger- zu einer Schuldnernation herab. Im Flottenvertrag von 1922 zogen die USA zum gleichberechtigten Partner auf – ein Status, den England dem Deutschen Reich niemals gewährt hätte. Ausgerechnet das »perfidie Albion« hatte ungewollt für fremde Interessen Krieg geführt und sich dadurch selbst geschwächt.

Daß dies nach dem Ersten Weltkrieg noch nicht so offensichtlich war, beruhte weniger auf der Stärke Englands als vielmehr auf der Schwäche der Anderen: Rußland lag aufgrund von Revolution und Bürgerkrieg wirtschaftlich danieder, Deutschland war durch den Versailler »Friedensvertrag« geknebelt, Frankreich war gleichfalls von den Folgen des Krieges erschüttert, Japan noch nicht so stark, um England ernsthaft Konkurrenz bieten zu können, und die USA zogen sich noch einmal in die Politik des Isolationismus zurück. Gleichwohl zeigte das Empire erste Risse.

Kluge Köpfe hätten bereits 1914 erkennen können, daß sich ein allein auf den Kontinent fixiertes Gleichgewichtsdenken überlebt hatte. 1939 hätte das eigentlich allen vorausschauenden Politikern klar sein müssen. Vollkommen unberührt von derlei Einsichten blieb aber Englands Kriegspremier Winston Churchill.

Bis zum Kriegsausbruch galt Churchill bei seinen Landsleuten als gescheitert, ja als Versager. Seine mit großem Elan, blendender Rhetorik und nicht zuletzt viel Propaganda für sich selbst durchgeführten Unternehmungen endeten häufig katastrophal: Sein Versuch, 1914 Antwerpen mit britischen Marinesoldaten zu besetzen und so den Vormarsch der deutschen Truppen aufzuhalten, scheiterte kläglich. Ein Jahr später war er der Initiator des nach langem blutigen Ringen fehlgeschlagenen Dardanellen-Unternehmens, durch das Konstantinopel für die verbündeten Russen erobert werden sollte. Kaum war der Erste Weltkrieg vorbei, schickte er ein britisches Expeditionskorps in das kommunistisch gewordene Rußland, um, nach eigenen Worten, »den Bolschewismus in der Wiege zu erdrosseln.« Doch wieder scheiterte er. Als Finanzminister führte er sein Land in eine Wirtschaftskrise. Von 1929 bis 1939 bekleidete Churchill kein Ministeramt mehr. Die Engländer hatten die Nase voll von seinen Unternehmungen. Doch dann kam es, infolge des Einmarsches deutscher Truppen in Polen, zur Kriegserklärung Englands an das Dritte Reich, und der als Falke geltende Churchill wurde erneut Marineminister. Als solcher leitete er das britische Norwegen-Unternehmen im April 1940, das ebenfalls in einem Desaster endete. Doch die Zeit war dem Scharfmacher Churchill günstig: Er stolperte nach oben und wurde nach der Absetzung Chamberlains neuer Premierminister.

Daß Churchill gegen die Tyrannie Hitlers Krieg führte, wie er selbst gerne in öffentlichen Reden verkündete, sollte man nicht zu hoch hängen, nicht nur, weil er jahrelang mit dem anderen großen Tyrannen, Stalin, Kumpanei betrieb. Churchills wirklicher Feind hieß nicht Hitler, sondern Deutschland. Und so zeichnet er verantwortlich die Flächenbombardements, denen etwa eine halbe Million Zivilisten zum Opfer fielen und die zugleich die umfassendste Zerstörung von Kulturgut in der menschlichen Geschichte darstellen. Auch die Westverschiebung Polens auf Kosten Deutschlands, in deren Folge Millionen Unschuldiger starben, ging auf einen Vorschlag Churchills zurück. Gleichzeitig blockierte der Kriegspremier alle Kontakte zum deutschen Widerstand. Nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 gab die BBC die Namen von Mitverschwörern, die Verbindung zu den Briten gesucht hatten, preis und lieferte sie damit einer Verfolgung in Deutschland aus.

Bei Churchills Antritt als Kriegspremier 1940 war England noch Weltmacht. Bereits ein Jahr später hatte es sich gegenüber Amerika erneut

»Es ist unmöglich, jemanden, dem durch seine Vorgehensweise viel gelückt ist, zu überzeugen, er könne gut daran tun, anders zu verfahren. Daher kommt es, daß das Glück eines Menschen wechselt, denn die Zeiten wechseln, er aber ändert sein Verhalten nicht.«

Niccolò Macchiavelli

»Wenn Deutschland zu stark wird, wird es wieder wie 1914 zerstochen werden.«

»Dieser Krieg ist ein englischer Krieg, und sein Ziel ist die Vernichtung Deutschlands.«

»Wir werden Deutschland zu einer Wüste machen, ja, zu einer Wüste.«

Winston Churchill
1937, 1939 und 1940

verschuldet und mußte wichtige Militärstützpunkte aus seinem überseelischen Weltreich an die aufstrebende Supermacht abtreten. Das »perfide Albion« war zum »nützlichen Idioten« Amerikas mutiert. 1944 ersetzte der Dollar das Pfund Sterling als Leitwährung. 1945, nach Englands »Sieg«, stand das Land vor dem Staatsbankrott. Nachdem seine Politik die Sowjetarmeen in das Herz Europas geführt hatte, begann es Churchill zu dämmern, daß dies einem Gebilde wie dem Empire unmöglich förderlich sein konnte. Er plante jetzt einen neuen Krieg, diesmal gegen einen Verbündeten, den er zuvor noch öffentlich gelobt hatte. Mit Hilfe deutscher Truppen sollte die Sowjetunion erobert werden. Doch die Amerikaner lehnten dankend ab. Das Gewicht des britischen Löwen wog bereits zu gering, um noch Weltpolitik fortsetzen zu können.

Der Niedergang der eigenen Weltgeltung wurde von den Engländern erst einmal ausgeblendet, oder vielmehr hinter der von Churchill im Zweiten Weltkrieg ins Spiel gebrachten »special relationship« versteckt, die angeblich zwischen den USA und England besteht: Dieser Begriff soll die partnerschaftliche Führungsrolle beider Länder in der westlichen Welt unterstreichen. Doch für die Engländer reichte es bald nicht einmal mehr



Churchill, der Puppenspieler – Karikatur, Kladderadatsch (1939)

für eine Juniorpartnerschaft aus. Spöttisch bemerkte Helmut Schmidt, die »besonderen Beziehungen« der zwei Länder seien derart »special«, daß nur eine Seite – nämlich die britische – überhaupt davon wisse.

Die Engländer haben ihr Weltreich verspielt, indem sie in zwei Weltkriegen unter Aufbietung all ihrer Kraft und der Überdehnung ihrer Ressourcen, einen Vernichtungskrieg gegen Deutschland führten. Die Deutschen hingegen haben ihre Position als souveräne Macht verloren, indem sie nur mit »halber Kraft« in den Krieg gegen England zogen. Im Gegensatz zur schuldversessenen BRD ist die Trauer um die verlorene Größe in England fest verankert. Doch seltsam: Den Hauptverursacher des eigenen Niederganges, Churchill, halten die Engländer für ihren größten Landsmann. Diese Irrationalität läßt sich nur aufrechterhalten, wenn man recht freizügig mit der Geschichte verfährt.

Aber nicht allein Englands Freiheit – die Freiheit der ganzen Welt soll durch Churchills Taten erhalten geblieben sein. Tatsächlich aber senkte sich der Eiserne Vorhang in Europa nieder. Als China, nicht zuletzt dank sowjetischer Unterstützung, kommunistisch wurde, lebten über eine Milliarde Menschen in gänzlicher Unfreiheit. Im kommunistischen Machtbereich starben nach 1945 mindestens ebenso viele Menschen wie zuvor im Zweiten Weltkrieg. Als Verursacher dieses Krieges wird heute allein Hitler

betrachtet. Doch de facto war Hitler immer nur an einem lokal begrenzten Krieg interessiert. Churchill hingegen arbeitete an der Entfachung eines Weltkrieges, um Deutschland niederringen zu können.

Um die Churchill-Verklärung aufrechterhalten zu können, werden mit Vorliebe drei – durchaus nicht deckungsgleiche – Theorien bemüht. Die erste lautet: Allein Churchills Standfestigkeit hat England 1940, nach der Niederlage Frankreichs, vor der Vernichtung gerettet. Die beiden anderen Theorien versuchen zu erklären, warum Churchill eine überragende Gestalt bleibt, trotz des Tatbestandes, daß unter seiner Herrschaft Englands rapider Machtverfall einsetzte. Die erste dieser beiden kunstvollen Erklärungen lautet: Selbstmord aus Edelmut, die zweite: Das Zeitalter des Empires war ohnehin vorbei.

Auffassung eins wird unter anderem von Niall Ferguson vertreten, der behauptet: »Letzten Endes opferten die Briten ihr Reich, um die Deutschen, Japaner und Italiener daran zu hindern, ihre eigenen Reiche zu behalten«, und dieser unvermeidliche Pyrrhussieg habe die Opferung seines Empires »so wundervoll, so wahrhaft edel« gemacht. Allerdings widerspricht ein derartiges Märtyrertum nicht nur der traditionellen Politik des »perfiden Albion«, sondern man stößt weder bei Churchill noch bei seinen Mitarbeitern auf Äußerungen, die erlauben würden, auf einen derartigen Edelmut zu schließen.

Die These, daß die Zeit des Empires ohnehin vorbei gewesen wäre, vertritt z.B. Richard J. Evans. So schreibt Evans in seiner Rezension über die Churchill-Biographie (1993) von John Charmley, der es als einer der wenigen Engländer gewagt hatte, an Churchills Sockel zu kratzen: »Es spricht nur wenig dafür, daß das britische Empire zu retten gewesen wäre. Charmleys Kritiker haben sogar darauf verwiesen, daß es schon 1939 dem Untergang geweiht war und daß der Sieg von 1945 seine Lebensdauer vermutlich künstlich verlängerte und Großbritannien einen Großmachtstatus sicherte, den es andernfalls nicht mehr hätte beanspruchen dürfen.« – Merkwürdig nur, daß in den dreißiger Jahren noch niemand gewußt hatte, daß die Tage des Empire so schnell gezählt sein würden. Als haarsträubend darf man die Behauptung bezeichnen, Englands »Sieg« habe die Lebensdauer des Empire noch künstlich verlängert. Bereits 1947, nur zwei Jahre nach Kriegsende, ging das Juwel des englischen Weltreiches, Britisch-Indien, verloren. Viel schneller hätte es nun wirklich nicht bergab gehen können!

Doch nicht Churchill trifft der Zorn seiner Landsleute, sondern erneut die Deutschen. Er traf diese umso mehr, je schneller sich das Empire auflöste, je schneller es mit der englischen Wirtschaft bergab ging und umgekehrt der bundesdeutsche Rumpfstaat ein ungeahntes Wirtschaftswunder erlebte. Es war nicht mehr das kalte Kalkül gegenüber potentiellen Konkurrenten früherer Tage, sondern oftmals blander Haß. Im Bild der Engländer mutierten die Deutschen dabei zu Pickelhauben- und Lederhosen-tragenden Karikaturen, die sich am liebsten im Stechschritt fortbewegen, wenn sie nicht gerade Panzer fahren. Nach der Wende tauchte sofort das Gespenst vom Vierten Reich auf. Helmut Kohl wurde zum neuen Führer, selbst der Wiedervereinigungsgegner Oskar Lafontaine geriet in der englischen Presse zum Gauleiter, und Angela Merkel geistert dort als Terminator herum. Nicht einmal der deutsche Papst blieb von Pöbeln verschont und wurde als »Gottes Rottweiler« beschimpft. Mitunter geben sich diese die Wirklichkeit ignorierenden Darstellungen als »Humor« aus, schließlich glauben die Engländer, sie besäßen – im Gegensatz zu den Deutschen – überproportional viel davon. Schaut man sich diesen »Humor« etwas genauer an, so ist sein Markenzeichen weniger ein besonders fein geschliffener Esprit, noch eine harmlos schunkelnde Bierseligkeit. Stattdessen trägt er einen oftmals ausgeprägt aggressiven Charakter.

Der sudetendeutsche Schriftsteller Wilhelm Pleyer hatte 1963 einen bemerkenswerten Aufsatz über den »Deutschenhaß in England« veröffentlicht. Er schreibt dort: »Wir haben die Gründe dieses Hasses nicht im logischen, sondern im psychologischen zu suchen« und vermerkt, daß der »Neidhaß gegen Deutschland« im Kern ein uneingestandener Selbsthaß ist. Die Engländer hatten sich – so kann man resümieren – den falschen Feind – und die falschen Freunde! – ausgesucht und dabei fast alles verloren. Es war ein fataler Irrtum, der aber entschlossen verdrängt wird, vielleicht auch, weil er sich ohnehin nicht mehr korrigieren läßt! ■

Literaturhinweise:

John Charmley:
Churchill. The End of Glory, London 1993;

Richard J. Evans: »Das Empire verspielt?« In: *Die Zeit* Nr. 4 vom 22.1.1993;

Wilhelm Pleyer: »Der Deutschenhaß in England« (1963), in ders.: *Jahrzehnte. Reden. Aufsätze. Offene Briefe*, Frankfurt a.M. 1971;

Renate Riemeck: *Mitteuropa. Bilanz eines Jahrhunderts*, Freiburg i.Br. 1981.

Vorsicht: Wertkonservative

von Hans-Thomas Tillschneider

George Orwell hat in seinem Roman *1984* der Erkenntnis Ausdruck verliehen, daß die Sprache von Diktaturen Begriffe benötigt, die ihr genaues Gegenteil bedeuten können. »Wertkonservativ« wäre so ein Begriff. Ursprünglich in der Umwelt- und Friedensbewegung der 1970er Jahre als Gegenbegriff zum verpönten »Strukturkonservativismus« der damaligen CDU geprägt, wurde er irgendwann von denen, gegen die er sich gerichtet hat, übernommen. »Wertkonservativ« hat die CDU seitdem die Aufgabe all ihrer Prinzipien legitimiert, und »wertkonservativ« wird sich schließlich auch noch das volle Adoptionsrecht für gleichgeschlechtliche Partnerschaften als ein konservatives Projekt entpuppen.

»Konservativ« war einst Ersatzwort für das geächtete »rechts«. Nun ersetzt »wertkonservativ« konservativ. Der AfD-Europaabgeordnete Bernd Kölmel hat bei seiner Bewerbungsrede für die Liste zur Europawahl im März 2014 in Aschaffenburg mit dem Satz reüssiert, er sei nicht erzkonservativ, sondern wertkonservativ. Nach eben jener Logik wird zwar früher oder später »wertkonservativ« das gleiche Schicksal ereilen, aber eben das kümmert den echten Wertkonservativen wenig. Indem er sich so nennt, hat er doch schon seinen Willen zum Zurückzuweichen vor einem Zeitgeist bekundet, der auf seinem Weg durch die Sprache verbrannte Begriffe hinterläßt.

Sobald das konservative Prinzip um das Prinzip des Wertes ermäßigt wird, scheint es nichts oder zumindest nur noch sehr viel weniger wert zu sein. Wer »wertkonservativ« sagt, der sagt damit: Es gibt das ent-wertete, wertlose, reine Konservativsein und daneben das wert-volle, diesen Begriff deshalb auch vor sich hertragende Wertkonservativsein. Der Fall ist klar, und mehr müßte gar nicht gesagt werden. Aber die Sache reicht tiefer, weshalb es sich doch lohnt, ein paar Worte zu verlieren.

Carl Schmitt entwickelt in seinem Aufsatz *Die Tyrannie der Werte* (1960) eine Kritik des Wertdenkens überhaupt, die an den Werten bemängelt, daß sie gerade die Orientierung, die sie vorgaukeln, nicht geben können. »Ob etwas Wert hat und wie viel, ob etwas wert ist und wie hoch, läßt sich nur von einem – gesetzten –

Standpunkt oder Gesichtspunkt aus bestimmen.«

Der Wert, das wußte schon Saussure so gut wie Marx, bestimmt sich allein durch seine Relation zu anderen Werten. Wert an sich ist nichts. Wert ist etwas nur durch seine Stelle in einem System von Beziehungen. Der Wert hat keine Substanz, und er ändert sich ständig. Jede Veränderung in seinem System verschiebt das gesamte Gefüge der Relationen. Verändert sich ein Wert, verändern sich alle Werte mit. Der Wert hat kein Sein, sondern eine höchst volatile Geltung. Er ist nicht, sondern er ist in Kraft – oder auch nicht.

Der Wert beruht auf Wertungen, die ihrerseits auf Interessen verweisen, die sich in stetig wandelnden Kontexten immer wieder neu und also immer wieder anders geltend zu machen suchen. Werte sind Auslegungssache, und als solche sind sie unvermeidbar und immer schon am Werk, egal wie wir uns dazu verhalten. Ein Erfolgsrezept der abendländischen Kultur wiederum scheint darin zu liegen, daß sie dieses ständige Schwanken der Werte erkennt und anerkennt. Das ständige Relativieren, zu deutsch: In-Beziehung-Setzen, ist ihr Charakteristikum.

Anders als im Islam, wo zumindest im orthodoxen Denken die Auslegung die Aufgabe hat, den äußeren Buchstabensinn – oder was man dafür hält – gegen den Angriff der Kontexte durch den Wandel der Zeiten hindurch festzuhalten, beruht die abendländische Auslegungskultur auf der Annahme, daß kanonische Texte von der Bibel bis zum Grundgesetz ständiger Neuauslegung bedürfen, um in Geltung, das heißt wert- und sinnhaltig, zu bleiben. Der äußere Wortsinn gilt jeweils nur für seine Zeit. Veränderte Umstände entwerten ihn, ist er doch nichts als Relation. Sobald der Text auf eine neue Zeit angewendet werden soll, bedarf er deshalb der Neuauslegung, die den Wortsinn übersteigt und sich dadurch rechtfertigt, daß allein so dem Text zu neuer Wertgeltung verholfen werden kann.

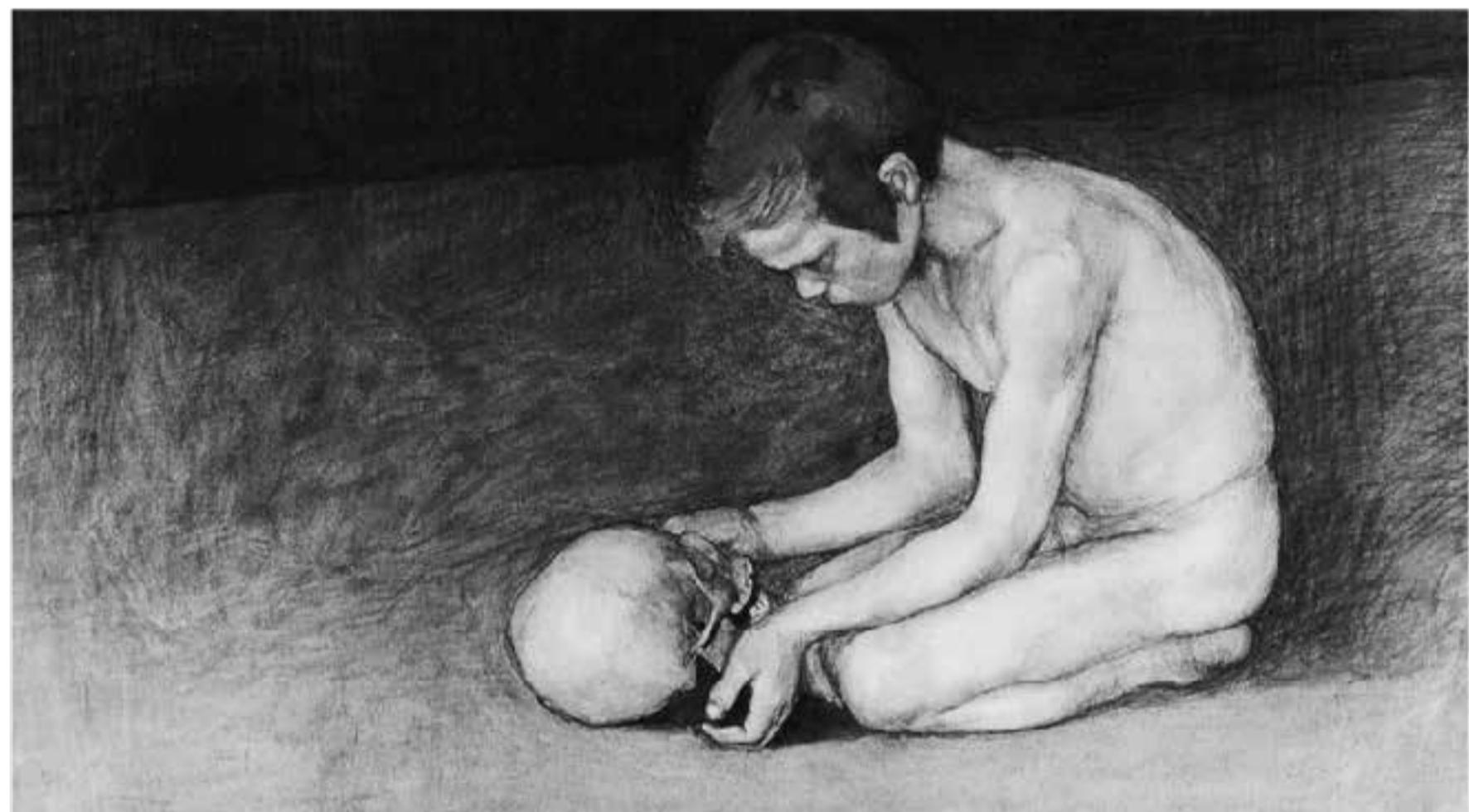
Wir begegnen dieser Einstellung im Neuen Testament, in den Umdeutungen der Bergpredigt. Jenes »Ihr habt gehört, daß gesagt ist ›Du sollst nicht ehebrechen‹. Ich aber sage euch: Wer eine Frau ansieht, sie zu begehrn, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen« ist nicht nur eine gesin-

nungsethische Forderung, es ist auch die wertbezogene Relativierung einer überlieferten und in ihrem äußeren Sinn als überlebt erkannten Vorschrift, die neu in Wert gesetzt werden muß. So deuten wir unsere Gesetze, unsere heiligen Texte und unsere Traditionen: im Absehen auf etwas, was hinter dem Wort zu stehen scheint – ein von dem Zeitumständen abstrahierter Sinnwille, ein sich durchhaltendes Prinzip der Auslegung, das alles Sagbare zwangsläufig übersteigt.

Wir finden diese Vorstellung in Augustins Lehre vom *verbum interius*, vom »innerem Wort«, das prinzipiell immer mehr umfaßt als das jeweils geäußerte Wort. Und wir begegnen ihr in der platonischen Ideenlehre. Dasjenige,

zu reproduzieren sucht, jene Haltung ist unserer Kultur so fremd, daß überhaupt keine Gefahr besteht, wir könnten jemals in eine derartige Starre geraten. Nicht ständig umzudeuten erschiene uns als Verstoß gegen das Leben selbst.

Eher droht uns Gefahr aus der anderen Richtung. Wer ein Prinzip gerade nicht neu in Geltung setzen, sondern ein für allemal erledigen will, auch der wird vorgeben, ihm durch aktualisierende Umdeutung nur wahrhaft gerecht werden zu wollen, es an die veränderten Zeitumstände anpassen und so seine Geltung sichern zu wollen. Die Politik ist reich an Beispielen dafür, und wie ich meine, gehören die meisten Fälle des Gebrauchs von »wertkonservativ« hier her.



Magnus Enckell, Junge mit Totenkopf, 1893

was ständiger Umwertung bedarf, um sich zu erhalten, ist wie die Idee hinter den Dingen.

Doch ist das keine Konstruktion? Finden wir hinter den verschiedenen Umwertungen und Auslegungen tatsächlich einen festen Halt oder ist es nicht die Illusion einer Kontinuität? Was ist das, worauf bei der Umdeutung Bezug genommen wird? Ist da überhaupt etwas, worauf sich Bezug nehmen läßt? Ist es nicht die reine Beliebigkeit, die sich nur einbildet, über einen Halt zu verfügen, weil sie sich immer am selben Begriff oder Text festmacht?

Die Antwort scheint mir im Widerstand zu liegen, den jede Umdeutung überwinden muß. Um noch als Aktualisierung des Prinzips hinter den Wertungen und eben nicht als beliebige Deutelei zu gelten, muß sie sich in Bezug setzen zu den vergangenen Auslegungen. Sie kann nicht beliebig verfahren und verschiebt, ist sie erfolgreich, am Ende den Deutungsrahmen nur – sie setzt ihn nicht neu. So erweist sie der Tradition Respekt.

Daß wir eben so konstruieren und nicht anders, daß wir nicht am Äußeren festhalten, sondern auf einen Sinn und Zweck hinter Texten und Traditionen absehen und sie von dort her verändern, begründet die Dynamik und Anpassungsfähigkeit unserer Kultur. Deuten heißt immer schon Umdeuten.

Jene erzkonservative Haltung, die an dem Buchstaben haftet und ihn um nichts in der Welt preisgibt, die Traditionen als genau festgelegte Rituale versteht und sie bis ins kleinste Detail

Es ist eine Gratwanderung, die wir immer wieder meistern müssen: die falsche Berufung auf die Notwendigkeit des Umdeutens von der richtigen, der aufrichtigen unterscheiden. Das Wertkonservativsein hilft hier nicht weiter. Auch und gerade der Konservative akzeptiert den Wandel der Tradition, so lange sie sich wandelt und nicht gewaltsam gebrochen wird, sei es durch eine technokratisch-manipulative Politik, sei es durch revolutionäre Eruption. Der Konservative lehnt nicht den Wandel ab, sondern die Manipulation, nicht das lebendige Wachsen und Werden, sondern den technokratischen Eingriff, die Steuerung, das Gesellschaftsexperiment.

Es ist daher keine Präzisierung, wenn wir das konservative Prinzip mit dem Begriff des Wertes verbinden, sondern es ist redundant und entwertet das, was Konservativsein ausmacht, in einer doppelten Relativierung. Sie löst das Bemühen, der Tradition immer wieder neu Geltung zu verschaffen, auf in die reine Beliebigkeit eines »Alles ist möglich«.

Weshalb diese Ermäßigung und Relativierung von etwas, was Maßhalten und Umsichtigkeit schon in sich schließt? Ist es nicht, um ein Gebundensein an die Tradition vorzutäuschen, hinter dem in Wahrheit der Vorsatz steht, sich an gar nichts mehr gebunden zu fühlen? Verbirgt sich hinter der Relativierung des Wertkonservativen nicht der Vorsatz, um keinen echten Bezug zu Tradition mehr zu ringen, sondern nur so zu tun, als bemühte man sich darum?

Ich warne vom Wertkonservativsein! ■

Dystopisches Potential: Über Berufsverbote in der Bundesrepublik

von Anton Weißer

»Gesetzlose Willkür herrschte nie, / dem schlimmsten Demagogen, / ward niemals ohne Urteilsspruch, / die Staatskokarde entzogen.« Mit diesen zynischen Versen versuchte Heinrich Heine in seinem Wintermärchen die tief empfundene Ungerechtigkeit der bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein andauernden Praxis der »Demagogenverfolgung« in seiner gewohnt subtil-ironischen Manier bloßzulegen. Der Auspruch birgt zwei Interpretationsansätze und kann dabei auf zwei verschiedene Defizite aufmerksam machen: entweder auf das Versagen der staatlichen Verfassung an sich oder auf das Versagen der juristischen Organe, die Verfassung adäquat auszulegen und anzuwenden. Die erste Deutung würde in einer Kritik des Rechtspositivismus münden und aufzeigen, daß das als wahr angenommene Recht, welches metaphysisch oder anthropologisch begründet wird, nicht notwendigerweise mit staatlichen Gesetzen übereinstimmen muß. Somit wäre die Identifizierung eines Verfassungsstaates mit einem Rechtsstaat nicht zwingend. Im obigen Zitat könnte man so – und Heine will es wohl auch so verstanden wissen – den Rechtsbegriff des »Demagogen« für unvereinbar mit einem als normativ deklarierten aufklärerisch-liberalen Menschenbild ansehen und ihn deshalb als mit einer selbst vertretenen Rechtsauffassung unvereinbar erklären.

Die zweite Interpretation würde darauf hinauslaufen, daß die rechtliche Konstitution eines Staates durchaus der eigenen Rechtsauffassung genügen kann, aber die juristischen Organe in ihren Urteilssprüchen dieser Verfassung durch eine eigenwillige Auslegung nur in sehr fragwürdiger Weise entsprechen. Eine derart zweifelhafte Rechtsauslegung seitens der Gerichte kann man auch noch heutzutage beobachten. Daß (über ein Jahrhundert nach Beendigung der Demagogenverfolgung und Jahrzehnte nach der formellen Aufhebung der Radikalenerlasse) politisch motivierte Berufsverbote im öffentlichen Dienst noch immer vorkommen, zeigte jüngst der Fall einer Studentin an der Hochschule für öffentliche Verwaltung in Kehl.

Das über ein Jahr andauernde Martyrium aus Diffamierung und Ausgrenzung, gefolgt von der beruflichen und finanziellen Vernich-

tung, begann im Juni 2013, als die Zugehörigkeit der damals 23jährigen zu den »Jungen Nationaldemokraten«, der Jugendorganisation der NPD, durch ein »Outing« der Antifa öffentlich bekannt und durch die lokalen Medien verbreitet wurde. Die Direktion der Hochschule reagierte prompt affin auf diese moderne Variante des mittelalterlichen Schandpfahls und lud die angehende Beamte zu verschiedenen Gesprächen ein, in dessen Verläufen die Studentin unter anderem ihr Bekenntnis zur freiheitlich-demokratischen Grundordnung bekräftigte und sich von verschiedenen Einzeläußerungen aus den Reihen ihrer Partei, die als verfassungswidrig interpretiert werden können, distanzierte. Es folgte ein einjähriger Spießrutenlauf, die Praktikumsphase des Studiums wurde zur Odyssee: die Stadt Lauffen am Neckar beendete ihr Praktikum aus politischen Gründen, die Stadt Magdeburg lehnte ein Gesuch, nach bereits erfolgter Zusage, zwei Tage vor Antritt als Reaktion auf einen Anruf des Bundesinnenministeriums wieder ab.

Am 3. November 2014, zwei Monate vor ihrem Abschluß und bereits nach erfolgreichem Verfertigen ihrer Bachelorarbeit, folgte das endgültige Aus: Die Studentin erhielt die Exmatrikulationsbescheinigung, die »Rücknahme der Ernennung als Beamte auf Widerruf mit sofortiger Vollziehung«. Die Begründung lautete, daß ihre Mitgliedschaft in der nicht verbotenen Partei und die damit zusammenhängenden Aktivitäten wie die Teilnahme an durchweg genehmigten Demonstrationen oder die Beteiligung an Wahlkampfveranstaltungen ausreichend seien, ihr die Treue zur freiheitlich-demokratischen Grundordnung absprechen zu können. Der Eilantrag auf vorläufigen Rechtschutz, den die angehende Beamte stellte, wurde nach siebenwöchiger (!) Wartezeit durch das Verwaltungsgericht in Freiburg abgelehnt und somit die Kündigung erstmal rechtskräftig. Im Klartext heißt dieser Beschuß: kein öffentlich-rechtliches Dienstverhältnis für Angehörige einer Partei, die nicht verboten ist.

Dabei ist an dieser Stelle überhaupt nicht das Leitbild einer »wehrhaften Demokratie«, das nach staatlichem Selbstverständnis Grundlage dieses Urteils sein soll, an sich zu skanda-

lisieren. Wie schon der marxistische Soziologe Reinhard Opitz richtig darlegte, verlangt die selbstverständliche Prämisse für die Verfassungskonformität des juristischen Grundsatzes der »wehrhaften Demokratie« – nämlich, daß das allgemeine Diskriminierungsverbot (Artikel 3, Absatz 1, Grundgesetz) gegenüber Verfassungsfeinden überhaupt nicht oder nur eingeschränkt gelte – zwingend nach einem seinerseits verfassungsgerechten Begriff des Verfassungsfeindes oder aber einer verfassungskonformen Auslegung der »freiheitlich-demokratischen Grundordnung«.

Das Zweifelhafte des juristischen Vorgehens in dem geschilderten Fall ist um so evident, als die Partei, welcher die junge Studentin angehörte, von der höchsten dafür zuständigen juristischen Instanz, dem Bundesverfassungsgericht, nicht als verfassungsfeindlich eingestuft wird. Der Vorwurf der Verfassungsfeindlichkeit ist also in diesem Falle nicht rechtlich fundiert und kann somit als willkürlich – da die höchste rechtliche Instanz bewußt umgangen wird – bezeichnet werden. Daß im Zuge des »Kampfes gegen Rechts« diese oben problematisierte Parteimeinung, welche glaubt, ein Monopol auf die Interpretation der Verfassungskonformität zu besitzen, ganz klar auf einen staatlich verordneten und exerzierten antifaschistischen Konsens hinauslaufen wird, kann bedenkenlos prognostiziert werden. Daß sich im Zuge dieser Entwicklung der Begriff des »Faschisten« auf immer weitere Personenkreise erstreckt, sollte den geschilderten Fall auch für Personen interessant machen, die noch der Meinung sind, sich in einer Art konservativen Sicherheitszone zu befinden, wenn man sich nur selbst möglichst jenseits der Stiefkinder der politischen Rechten positioniert. Wird die Verfassungskonformität nicht mehr nach klar nachvollziehbaren juristischen Urteilen bemessen, verschwinden die Grenzen. Dann muß man auch als Konservativer befürchten, in naher Zukunft mit scharfer Munition beschossen zu werden. Und es sei wiederholt: Der Studentin konnten zu keinem Zeitpunkt verfassungsfeindliche Aktivitäten oder Ansichten zur Last gelegt werden.

Aber auch außerhalb des öffentlichen Dienstes wird das berufliche Leben von Rechtsabweichlern durch den Verfassungsschutz und die Antifa – zwar getrennt voneinander agierend, in ihrem Ziele aber einmütig – zunehmend erschwert. So gibt beispielsweise der Fall einer jungen Bäckereifachverkäuferin aus Mecklenburg hierzu unerfreuliche Einblicke.

Im Dezember 2014 wurde die Frau kurz vor Ende ihrer Probezeit von ihrem Arbeitgeber plötzlich mit der lapidaren Begründung: »Menschen wie Sie können wir in der Öffentlichkeit nicht gebrauchen«, gekündigt. Im Zuge der Nachfragen offenbarte sich, daß den Grund für die Kündigung unmittelbar zuvor der Verfassungsschutz lieferte, dessen Vertreter den Arbeitgeber aufsuchten und ihm Fotos der Angestellten zeigten, auf welchen diese auf genehmigten Demonstrationen und Infoständen nationa-

listischer Organisationen zu sehen war. Bereits ein Jahr zuvor, als sie noch als Köchin in einem Restaurant gearbeitet hatte, besuchten Angehörige des Verfassungsschutzes ihren Arbeitgeber und wiesen diesen ebenfalls auf die politischen Aktivitäten seiner Arbeitnehmerin hin. Dieser zeigte wahre Zivilcourage und ließ dem Besuch keine Konsequenzen für seine Angestellte folgen. Eine solche Zivilcourage ist heute jedoch nur noch selten anzutreffen. Der Fall eines ebenfalls niemals in Folge seiner politischen Aktivitäten straffällig gewordenen jungen Mannes verdeut-



Rückhalt für Verfassungsfeinde, unproblematisch – Plakat von 2012

licht dies: Da sein Name und Fotos von ihm auf Internetseiten der Antifa an prominenter Stelle bei Google erscheinen – trotz mehrfacher, aber nicht beachteter Anträge auf Löschung entsprechender Suchergebnisse –, verlor er innerhalb von drei Jahren drei Ausbildungsplätze.

Bei den geschilderten Fällen handelt es nicht um tragisch-komische Randnotizen wie etwa dem Hotelverbot für den ehemaligen NPD-Vorsitzenden Udo Voigt oder der Wirt-Initiative »Kein Bier für Nazis«, die man zwar freilich als seismische Wellen ernst nehmen sollte; aber welchen doch einerseits angesichts der sich daraus ergebenden noch als harmlos zu bezeichnenden Konsequenzen für die Betroffenen und andererseits aufgrund des fehlenden staatlich-institutionellen Einflusses das dystopische Potential fehlt. Wenn die berufliche und finanzielle Vernichtung nicht nur als Kollateralschaden hingenommen, sondern bewußt bezweckt wird, so ist eine neue Qualität erreicht. Diese bietet dann auch berechtigten Anlaß, bei dem Gedanken an Deutschland in der Nacht um den Schlaf gebracht zu werden. ■

Der Maler Norbert Bisky: ein Besuch in der Uckermark

von Benjamin Jahn Zschocke

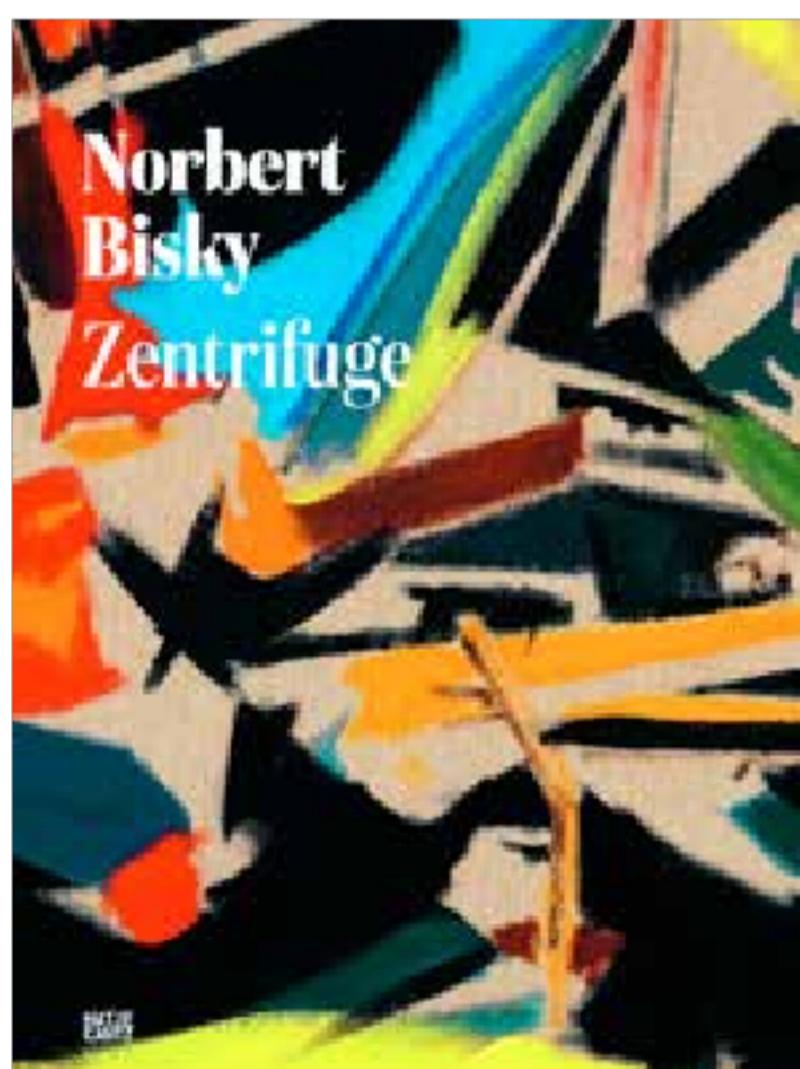
Das Gutsverwalterehepaar kommt mir auf dem Kiesweg entgegen. Ich werde im Namen des Eigentümers empfangen, »der Alte« lasse herzlich grüßen. Wir gehen rein, der Kies quietscht unter den Gummisohlen. Die Uckermark: Preußischer kann ich berglandbewohnender Sachse mir Land und Leute nicht denken. Das Gut ist von Feldern umgeben, die von Baum- oder Buschreihen getrennt werden, etwas weiter draußen: viele Seen. Der Verwalter ist eine sympathische, respekt einflößende Gestalt. Er, der DDR-Agrarökonom, erklärt, diese Trennstreifen seien gegen die Erosion. »Alles braucht seine Grenzen, junger Mann, selbst die Felder da draußen. Zu LPG-Zeiten hatten wir es damit nicht einfach. Damals konnten die Felder gar nicht groß genug sein. Schauen sie mal nach Sachsen-Anhalt: Da sieht man, was die Grenzenlosigkeit mit einer Landschaft macht.«

Seine Frau ist eine stille Natur. Sie sagt wenige, betont leise Worte, lässt uns bald allein, um, wie mir scheint, Vorwürfe zu schmieden in ihrer Klause. Wir haben das Obergeschoß erreicht, der Verwalter doziert die Hofgeschichte, zeigt hie und da auf an der Wand angebrachte Stiche. Jahreszahlen flackern auf und verglimmen. Mein Hirn ist darauf heute nicht eingestellt, ich bin zu anderem gekommen. Endlich: Das gesamte Dachgeschoß ist zu einer Galerie mit großen Fenstern ausgebaut. Die Zwischenböden unter der steilen Dachhaut wurden entfernt. Die mindestens 200 Quadratmeter große Grundfläche ist mit massiven Stellwänden in vier annähernd gleichgroße Räume geteilt, die nach oben offen und mit Durchgängen verbunden sind. »So, junger Mann«, hebt der Verwalter feierlich an, »da sind wir, die umfangreichste Privatsammlung mit Werken von Norbert Bisky. Sonst ist sie nicht zugänglich, der Alte hat für Sie eine große Ausnahme gemacht. Ich soll Ihnen ein bißchen was dazu erklären. Beim Wert der Bilder ist Ihnen klar, daß ich Sie hier nicht allein lassen darf. Sie nehmen das bitte nicht persönlich.«

Die dicken Teppiche auf denen wir laufen, der Verwalter trägt hohe, nicht eben saubere Stiefel, geben diesem Ort eine sakrale Stille. Im ersten Raum befinden sich frühe Werke. »Schauen Sie hier, mit den Sachen ist Bisky be-

rühmt geworden.« Mein Blick schweift über all die Gemälde hin, für die in den Werkkatalogen Biskys als Aufenthaltsort »Private collection, Germany« vermerkt ist. Das Sujet ist das vertraute: Junge, gebräunte Männer mit freiem Oberkörper, teils auch fast nackt, turnen zu Wasser oder zu Lande ihre unschuldigen Spiele durch, gekonnte Neuzeit-Variationen der Badenden quer durch alle Jahrhunderte der Kunstgeschichte. Die zwanzig Gemälde in diesem Raum sind nach ihrem Entstehungsdatum geordnet. In den frühesten dominiert eine erdfarbene Ton-in-Ton-Malerei, je jünger die Werke werden, desto mehr drängt das Motiv der Gewaltverherrlichung mit scharfen Kontrasten heran. »In den neueren Werken kommt die Gewalt mit dem Feticsh zusammen, das greift ineinander. Sehen Sie die bunten Turnschuhe?«, der Verwalter winkt mich heran. »Am Anfang tauchen die einfach so auf, relativ bezuglos, in den späteren Werken stecken da nicht selten ganze ausgerissene Beine drin.« Das Blut nimmt zu, die Angriffe der Protagonisten aufeinander auch und gleichzeitig werden die Kompositionen härter, die Farben greller.

»Wissen Sie, der Alte hat angefangen, das hier zu sammeln, da war von Bisky in den Medien noch gar keine Rede.« – »Das klingt, als wollten Sie sich rechtfertigen?«, frage ich zurück. Der Verwalter sucht einen längeren Moment nach Worten, jetzt sind wir an einem Punkt, der nicht sein Thema ist. »Na sehen Sie, nun, Sie wissen ja, der Alte ist verheiratet, man muß sich da bei ihm keine Gedanken machen.« Er weist über die Schulter auf ein »Save our Souls« betiteltes Gemälde von 2007, das zwei junge männliche Paare beim Sex zeigt. »Der Bisky hat begriffen, wie man in den Medien Thema bleibt. Da bringt er einfach alles, was heute gern gehört und gesehen wird. Die Presse feiert sowas, jeder klatscht, wenn er in Talkshows ungefragt sagt, daß er gegen Nazis ist und daß er ›damals‹ einer der ersten gewesen wäre, die man aufgehängt hätte. So will er sich von diesen NS-Kunst-Vorwürfen freikaufen.« – »Ich denke, da muß man anders rangehen. Ich habe ja die Angriffe auf ihn auch mitbekommen, wo ihm weinerliche Presseleute seinen martialischen Stil vorgeworfen haben. Das würde alles nach SS ausse-

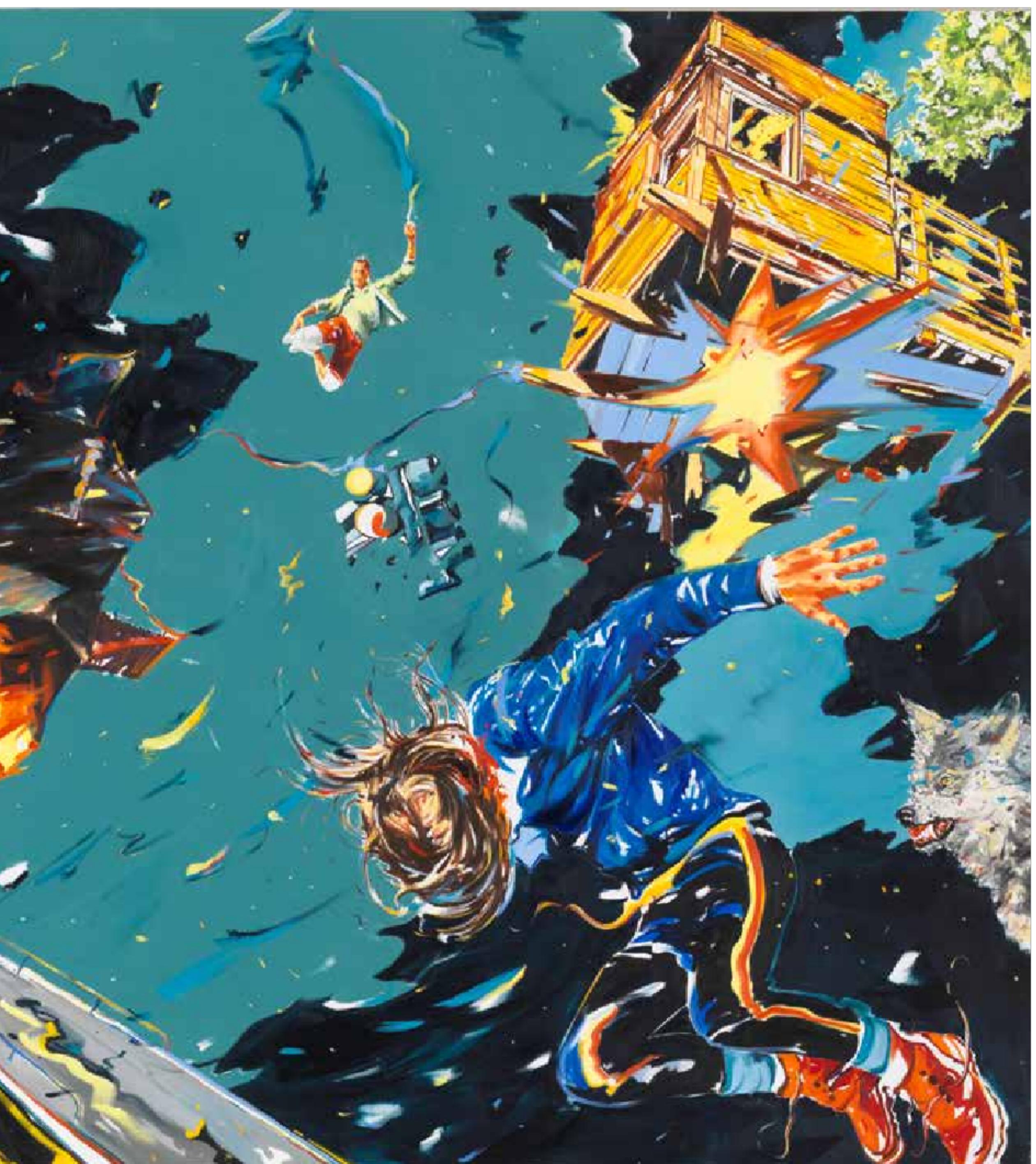


▲ *Ganz schön runter*, 2004

Norbert Bisky
Zentrifuge
Hrsg. von Dorothée Brill
Ostfildern: Hatje Cantz Verlag 2014.
144 S., 67 Abb.

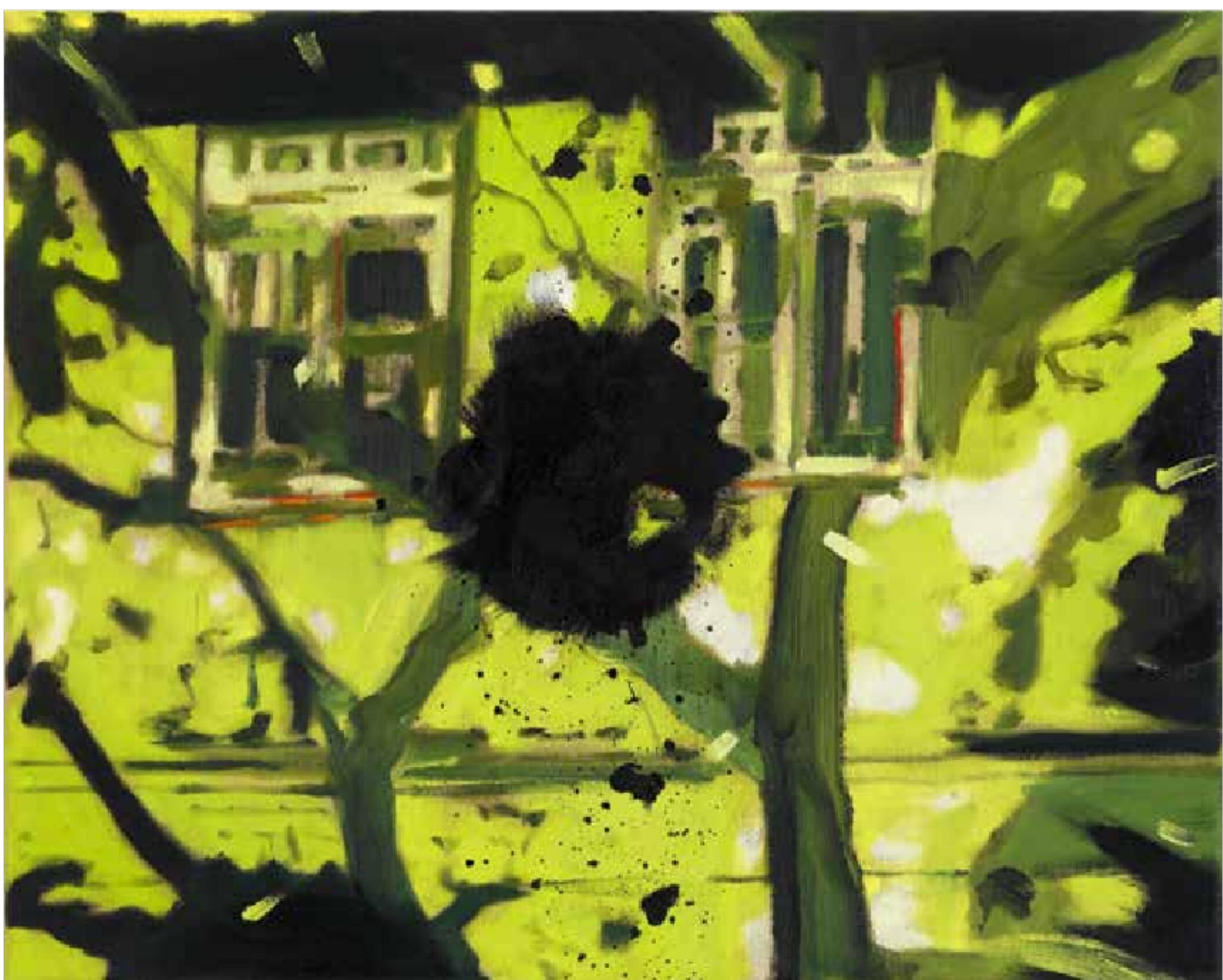


▲ *Alles wird gut*, 2011





▲ *Colaba*, 2009



▲ *Colaba 5*, 2009

hen, nach Kampf und Riefenstahl und so. Dann kam Bisky und hat sich verteidigt, das sei eine Feier des ›Sozialistischen Realismus‹ und keine NS-Kunst. Er hat das laut und sehr häufig gesagt und damit erreicht, daß in Beiträgen über ihn nur noch vom Sozialistischen Realismus die Rede ist, obwohl von diesem Begriff sonst nur abfällig gesprochen wird, zu Recht, das war ja auch ganz schlimm kopflastige Staatskunst. Was viele nicht verstanden haben ist doch, daß es zwischen NS- und Sowjet-Kunst habituell fast keinen Unterschied gibt. Kennen Sie Lutz Dammbecks Film über Arno Breker?«

Der Verwalter nickt: »... *Zeit der Götter* ..., hatten wir hier mal einen Filmabend«. – »Da gibt es eine Szene, wo ein russischer Offizier erzählt, daß Breker-Statuen noch zu Sowjetzeiten lange sehr beliebt waren, weil sie sich eben nahtlos in das aktuelle Kunstverständnis einfügten. Und warum? Weil sie zeitlose Schönheit zeigen, den ideologischen Kram ringsum kann man vernachlässigen. Und genau das macht Bisky auch. Was in den Medien passiert, daran wird sich in hundert Jahren niemand mehr erinnern, das pusht nur die Preise. Überhaupt ist es völlig egal, was ein Künstler selbst über sein Werk sagt. Vieles hier knüpft an uralte Sujets an, bei denen Michelangelo David schon ein jüngeres Zitat ist.«

Der Verwalter ist froh, daß wir uns verstehen. Wir gehen weiter. »Das ist das Colaba-Zimmer. Es steht für den größten Bruch in Biskys Werk. Ab dem Jahr 2000 hat er sich in den Köpfen als der Maler festgesetzt, der solche bunten Bilder mit Knaben malt. Die Leute wußten, Guido Westerwelle kauft das und Wolfgang Joop auch. Dann sollte er in Mumbai ausstellen, Ende November 2008 war die Schau im Stadtteil Colaba fertig. Vom 26. bis 29. November kam es dann zu diesen Anschlägen islamischer Terroristen, 174 Menschen starben, hauptsächlich Ausländer. Diese jungen Kerle haben da eine Bombe nach der anderen hochgehen lassen und mit Maschinengewehren an mehreren Orten der Stadt wahllos in die Menschenmengen gefeuert. Das Hotel und die Bar unmittelbar hinter Biskys Galerie waren auch Orte der Angriffe. Bisky hat das alles mitgemacht. Ein Wunder, daß er da lebend rausgekommen ist!«

Der Verwalter geht zu einem Bildschirm, ein kurzes Interview mit Bisky läuft. Er berichtet von den Eindrücken am Tag der Anschläge, vom Schock im Nachgang, davon, wie diese Tage sein Leben für immer veränderten. Die Einschußlöcher werden sein Thema, die blutigen Matratzen, die im Kugelhagel zerteilten Möbel und Menschen, die zusammengeknoteten Vorhänge, mit denen sich Hotelgäste retten wollten. »Die meinen uns, [...] die Einschläge kommen näher«, sagt Bisky. Da hat einer seine Insel verlassen und sich ein bißchen in der Realität umgesehen. Diese Realität wird auf den nun deutlich kleineren Leinwänden abgebildet: viel rot, viel schwarz, zunehmende Abstraktion. In gedrückter Stimmung betreten wir in vollkommener Stille den vorletzten Raum. Das Handy des Verwalters brummt und piepst, wir zucken

zeitgleich zusammen. Irgendwie ein Düngerlieferant, ich schaue mich solange allein um. Hier hängen die aktuellsten Arbeiten Biskys. Da diese Phase nicht abgeschlossen ist, bleibt eine ganze Wand frei. Zentral gehängt findet sich das 280 × 500 cm große Werk »Alles wird gut« von 2011. An diesem Altar der Postmoderne ist ablesbar, wie sich Biskys bonbonfarbene Pubertät und die Schockstarre von Mumbai mischen. Die Formate sind größer denn je, Farben und Themen beider Phasen greifen ineinander: nackte Jünglinge, Turnschuhe, Wasser, Wirbel, Einschüsse, Explosionen, ein abgerissener Kopf. Die Bonbonfarben tanzen auf schwarzem Grund.

Douglas Crimp schrieb 1981, Malerei in der Postmoderne sei nur noch möglich als Zitat von Malerei. Genau das macht Bisky heute: Er zitiert den jungen Bisky, der auch nur zitierte. Ich bin überwältigt. Ein weiterer, Biskys Bedeutung unterstreicher Aspekt drängt sich auf: Die Gabe zu freien Assoziation, die immer gegebenständlich bleibt, gepaart mit einem ungeheueren technischen Geschick, einer schlafwandlerischen Sicherheit der Komposition, einem Beherrschenden selbst der größten Fläche. Der Verwalter kommt hastig zurück, wir müssen uns beeilen, gleich kommt eine Lieferung. Er sagt nicht, ob Dünger oder Bilder. Zehn Schritte weiter, der letzte Raum. Hier erwarten mich nur zwei Bilder, die nebeneinander an einer niedrigen Längswand hängen: »Micheldorf« und »Alba«, beide von 2007. »Das sind die Fachwerkbilder«, hebt der Verwalter wieder an. Beide sind nach demselben Muster komponiert: Im weit entfernten Hintergrund sind Fachwerkhäuser zu sehen, im Vordergrund junge Männer. Ersteres zeigt die typischen sonnengebräunten Jünglinge, jetzt aber *self-reeducated* in Beduinenkleidern. Einer uriniert mit beschnittenem Penis an einen Grenzstein seiner Heimat, des Dorfes, wo die Michels wohnen. »Alba« zeigt eine ähnliche Szene, nur stehen vorn zwei schwarze *gangmember*. Einer legt sich eine Kette mit einem Kreuz um, bloßer Modeschmuck, ein anderer telefoniert vielleicht, schaut angriffslustig jedenfalls. Im Zenrum taucht ein kleiner Querflötenspieler auf. Ein Rattenfänger von Hameln, der die Bewohner der Fachwerkhäuser zu den neuen Freunden lockt?

»Das sind total überfrachtete Symbolbilder, das können wir heute leider nicht alles auseinandernehmen. Ein andermal!«, der Verwalter geht, steht schon auf der halben Treppe. Schon quietscht der Kies wieder unter den Gummisohlen, schon stehe ich wieder am Tor. »Machen Sie's gut! Und falls Sie Lust haben, in der Kunsthalle Rostock gibt es noch bis 15. Februar eine große Bisky-Schau. Da sind auch Leihgaben von uns.« Auf dem Weg zur Bahn steigt nochmals ein Satz aus Biskys Mumbai-Interview in mir auf: »Die meinen uns, [...] die Einschläge kommen näher.« War nicht auf »Alba« eine von beiden Seiten nach den Fachwerkhäusern greifende schwarze Welle zu sehen? Aber bestimmt habe ich da in der Hektik des Aufbruchs etwas falsch verstanden. ■

Mann der Gegensätze – 200 Jahre Otto von Bismarck

von Mario Kandil

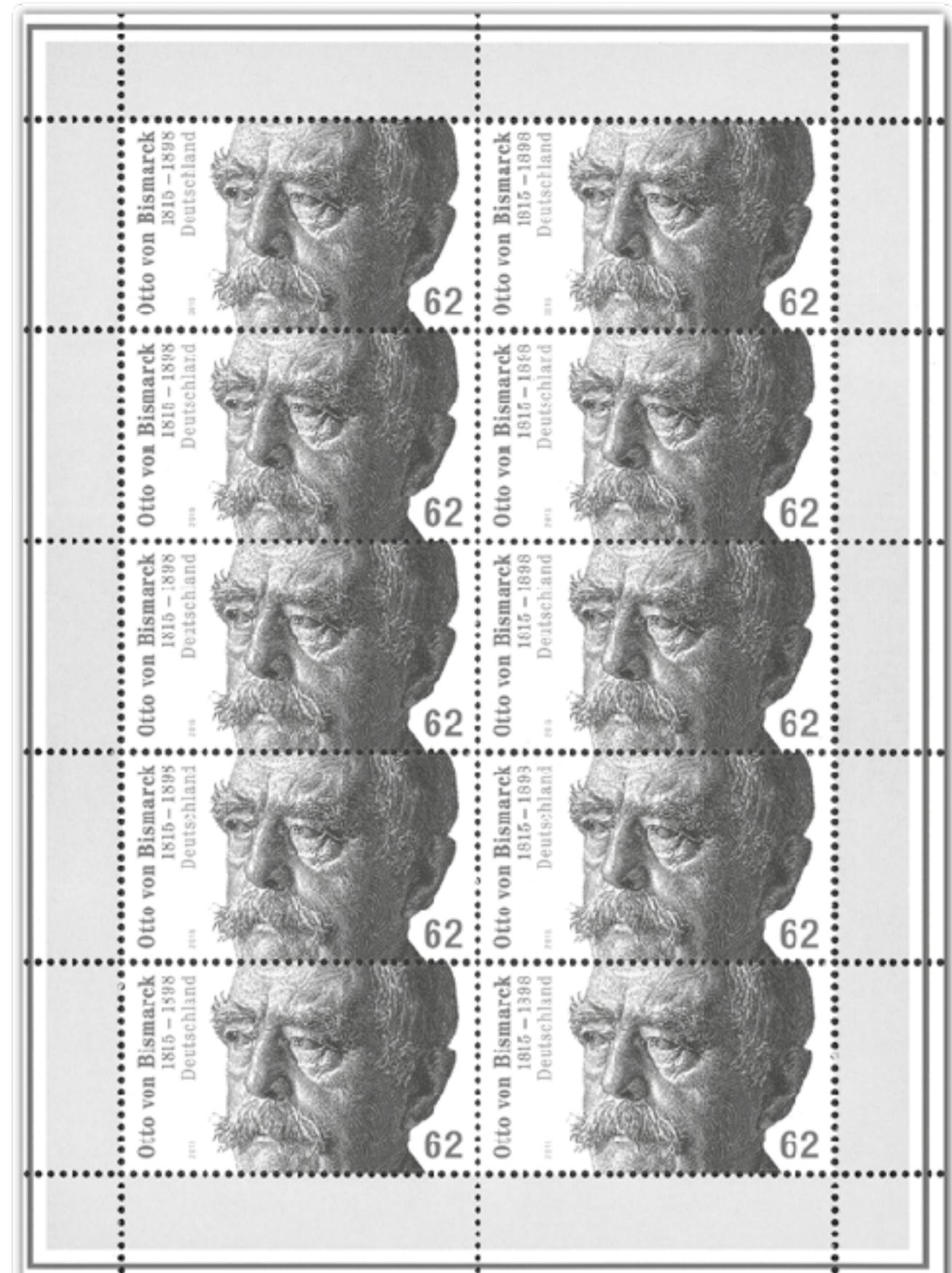
Was kann die Gegenwart mit dem »letzten Helden, den die Neuzeit erblickt hat« (Egon Friedell), anfangen? Zum 200. Geburtstag Otto von Bismarcks am 1. April kann sie ihn nicht ignorieren, sondern muß ihm eine Sonderbriefmarke widmen und den Versuch einer geschichtspolitischen Einordnung wagen. Welche Tendenz dabei verfolgt wird, zeigt bereits der von Arte am 21. Februar 2015 ausgestrahlte Film *Bismarck – Härte und Empfindsamkeit*. Abgesehen davon, daß er über weite Strecken langweilig ist, wiederholt er bekannte Unwahrheiten. So präsentiert der Arte-Film die faktenverfälschende These, daß Preußen 1870 einen Angriffskrieg gegen Frankreich vom Zaun gebrochen und Bismarck diesen anhand der Emser Depesche erzwungen habe. Tatsächlich aber hatten die nationalchauvinistischen Kräfte in Frankreich, besonders der Preußen feindlich gesonnene Außenminister, der Herzog von Gramont, den Krieg von 1870/71 zu verantworten. Nicht zufrieden damit, daß der Erbprinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen unter Frankreichs Druck auf die ihm angetragene Kandidatur für den spanischen Thron verzichtet hatte, forderte der französische Botschafter in Berlin, Benedetti, von dem in Bad Ems zur Kur weilenden Preußenkönig Wilhelm I. dies: Er solle verbindlich zusichern, daß er auch künftig keiner Kandidatur Leopolds zustimmen werde. Der Kaiser lehnte diese Forderung ab. Daß Bismarck das diplomatische Hin und Her verkürzt der Presse mitteilte und die französischen Übersetzungen den Ton noch verschärfen, brachte das Faß lediglich zum Überlaufen. Frankreich wollte den Krieg, schätzte die eigene Stärke falsch ein und suchte nur noch nach einem Anlaß.

Bis zu seiner Ernennung zum preußischen Ministerpräsidenten am 23. September 1862 hatte Bismarck nur in überschaubarem Maße Karriere gemacht. Das nach seinem ersten juristischen Staatsexamen 1835 begonnene Referendariat brach er ab, seit der Revolution von 1848 galt er als »reaktionärer« Junker und erst mit der Berufung zum preußischen Gesandten am Bundestag in Frankfurt/Main 1851 gelangte er zu einem bedeutenden Posten. Als er nach Gesandtschaften am russischen Zarenhof in St. Petersburg (1859–62) sowie bei Frankreichs Kaiser Napoleon III. in Paris (1862) Preußens starker Mann geworden war und König Wilhelm I. half, den wegen der Heeresreform ausgebrochenen

Konflikt mit dem Parlament erfolgreich zu bestehen, stieg er geradezu kometenhaft auf. Der gemeinsam mit Österreich errungene Sieg im Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 zeigte ihn erstmals als Staatsmann auf der großen Bühne europäischer Diplomatie. Als im Deutschen Krieg von 1866 nach dem preußischen Sieg über die Österreicher bei Königgrätz Wilhelm I. und die preußischen Militärs einen Siegfrieden wollten, setzte Bismarck die Schonung des besieгten Gegners durch, was sich später bezahlt machen sollte. Bad Ems 1870 war dann das Meisterstück Bismarcks und brachte am Ende des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 mit der Gründung des Deutschen Reiches im Spiegelsaal des Schlosses Versailles (18. Januar 1871) den »kleindeutschen« Nationalstaat. Es war die Krönung von Bismarcks Wirken: Vom »reaktionären« preußischen Junker war er zu einem Staatsmann europäischen Formats aufgestiegen.

Die Existenz Deutschlands, das seit der Reichsgründung als selbständiger Akteur auf der Weltbühne auftrat, stellte sich als eine sehr verletzliche Schöpfung dar. Gefahr lag immer in der Luft und drohte von allen Seiten. Was Bismarck Anfang Dezember 1870, mitten im Krieg gegen Frankreich, gesagt hatte (daß man auf der Spitze eines Blitzableiters balanciere), traf nach wie vor zu, und der *cauchemar des coalitions* verfolgte ihn unentwegt. Im Wissen darum, daß der neue Akteur im europäischen Staatensystem von seinen alteingesessenen Nachbarn stets mit Argwohn gesehen werden würde, gestaltete Bismarck seine Außenpolitik so, daß eine Isolation Deutschlands vermieden werden konnte. Dieses Jonglieren mit fünf Bällen (wie er es nannte) erforderte eine Virtuosität, die ihm immer mehr abverlangte. Er hatte bei seiner Schaffung des Deutschen Reichs unter Führung Preußens sehr stark vom Wohlwollen des Zaren profitiert. Als dieser dafür nach 1871 die tätige Dankbarkeit Preußens-Deutschlands einforderte, handelte Bismarck so, wie er dies auch als Privatmann handhabte: Er ging dem Streit nicht aus dem Weg und verwahrte sich gegen die russische Anmaßung, mußte sich aber wohl oder übel andere Verbündete suchen. Was lag da näher, als mit den deutschen Rivalen von einst, den Österreichern, zusammenzuwirken? Jetzt zahlte sich ihre Schonung vom Sommer 1866 aus. Es trifft keineswegs zu, daß Bismarck von Beginn an Krieg gegen Österreich wollte. Dies belegt etwa die gut funktionierende

Klebt seit dem 1. April – Gedenkbriefmarke der Deutschen Post zum 200. Geburtstag von Bismarcks



preußisch-österreichische Kooperation gegen Dänemark, die später über der gemeinsamen Verwaltung Schleswigs und Holsteins zerbrach (Mario Kandil: *Bismarck. Der Aufstieg 1848–1871*, Tübingen: Hohenrain 2014).

Innenpolitisch trotz seiner sozialpolitischen Maßnahmen nicht wie in der Außenpolitik vom Erfolg begleitet (hier seien nur der Kulturkampf gegen die katholische Kirche und das Sozialistengesetz erwähnt), geriet Bismarck immer stärker in die Defensive. Er wurde seiner Amtsgeschäfte überdrüssig, seine Verfassung verschlechterte sich zusehends – sowohl in körperlicher als auch in seelischer Hinsicht. Als im »Dreikaiserjahr« 1888 mit dem 29-jährigen Wilhelm II. ein am »persönlichen Regiment« interessierter Mann Kaiser geworden war, blieb die Konfrontation nicht aus. Zu gegensätzlich waren seine und Bismarcks Persönlichkeit, zu konträr auch ihre politischen Zielsetzungen. Schlußendlich reichte der amtsmüde und zermürbte Bismarck am 18. März 1890 das von Wilhelm II. schon angemahnte Rücktrittsgesuch ein, das der Kaiser zwei Tage später annahm. Nunmehr ein »Kanzler ohne Amt«, zog sich Bismarck zwar verbittert nach Friedrichsruh zurück, verabschiedete er sich damit jedoch nicht von der Politik. Vielmehr machte er durch die unter der Mitwirkung seines langjährigen Mitarbeiters Lothar Bucher verfaßten drei Bände *Gedanken und Erinnerungen* (1898 bzw. 1919) weiter von sich reden. Klar und oft genug ironisch griff der »Eiserne Kanzler« in dieser Rechtfertigungsschrift seine politischen und persönlichen Gegner an, darunter auch Wilhelm II. Dieser sah schon zuvor seine Autorität und Reputation dadurch unterminiert, daß Bismarck an fast jedem von ihm aufgesuchten Ort umjubelt und hofiert wurde. Die 1894 erfolgte Aussöhnung zwischen Bismarck und Wilhelm II. war nur äußerlich und konnte den Graben zwischen beiden nicht überbrücken. Auch mit seinen politischen Gegnern im Reichstag gab es keinen Frieden, denn dort fiel 1895 eine Kampfabstimmung um ein Glückwunschtelegramm zu seinem 80. Geburtstag negativ aus. Vom Tod seiner von ihm geliebten Frau Johanna 1894 tief getroffen, verstarb Otto von Bismarck am 30. Juli 1898.

Zu seinem 100. Geburtstag am 1. April 1915 wie auch bis in die Mitte des 20. Jahrhun-

derts erfreute sich der »Eiserne Kanzler« einer ausgesprochen positiven Rezeption. Nach dem Zweiten Weltkrieg aber setzte ein wahrer Bildersturm auf die »großen« Persönlichkeiten, die Geschichte machen, ein und stürzte manches Denkmal vom Sockel. So häuften sich auch mit Blick auf Bismarck die Stimmen, die ihn für das Scheitern der Demokratie in Deutschland verantwortlich machten und die das primär von ihm geschaffene Kaiserreich als eine von oben oktroyierte »Fehlkonstruktion« kritisierten. Doch letztlich wird seine herausragende historische Bedeutung von keiner Seite mehr ernsthaft in Frage gestellt.

Zum 200. Geburtstag Otto von Bismarcks bleibt zu wünschen, daß der zu erwartende Schub neuer Bismarck-Biographien nicht so ausfällt wie das im Münchner Beck-Verlag erschienene Buch *Bismarck. Ein Preuße und sein Jahrhundert* des Düsseldorfer Historikers Christoph Nonn. Auf 400 Seiten geht es dem Autor vor allem um Bismarcks »Entmythisierung«. Nonn verpackt den Altkanzler so intensiv in Phrasen aus dem Repertoire des Zeitgeistes, daß man in seinem Buch getrost eine Art Abbitte erkennen darf: Den Verdacht, eine konservative Seite zu besitzen, hat er mit dieser Arbeit glaubwürdig ausgeräumt. Angesichts dessen sei lieber auf die erste als modern geltende Bismarck-Biographie verwiesen, die 1980 von Lothar Gall vorgelegt wurde (*Bismarck. Der weiße Revolutionär*). Gall ging weit über eine bloße Lebensbeschreibung hinaus und zierte mit seinen Leitfragen auf grundlegende Probleme der deutschen wie auch der europäischen Geschichte, die für Bismarcks Person und Werk den Hintergrund bildeten. ■

25 Jahre Soap & Skin

von Benjamin Jahn Zschocke

Am 15. Oktober 2009 strahlt der Sender ORF 1 eine Folge der Late-Night-Show »Willkommen Österreich« aus. Zu Gast ist die 19jährige Musikerin Anja Plaschg, welche mit ihrem ersten Album aus dem Stand einen internationalen Volltreffer erzielt hat. Sensationell ist, was sich hinter *Lovetune For Vacuum* verbirgt: kein postmoderner Pop-Mischmasch, sondern ersthaftes, vielschichtiges Musik, meistenteils am Klavier vorgetragen, mit Titeln wie »Thanatos« oder »Brother Of Sleep«. So ausgeprägt und intensiv wirkt Plaschgs Artistik, daß ein zweimaliges, pausenloses Durchhören des Albums unmöglich ist. Was hier künstlerisch geschieht, ist ungesehen und beeindruckend zugleich.

Das Interview mit den beiden Schnupfnasen Christoph Grissemann und Dirk Stermann ist eine katastrophale Blamage. Nicht für den Gast Anja Plaschg, sondern für den ORF und das zeitgenössische, westliche Verständnis von Kultur. Der Kontrast zwischen einer mehrheitlich schweigenden oder verstört lächelnden 19jährigen und zwei abgebrühten Establishment-Blödelshowmastern ist so unerträglich peinlich, daß man ihn keine zwei Minuten aushält; ein Paradestück dafür, was man vom Kulturbetrieb zu erwarten hat und wie man zu sein hat, wenn man mitverdienen will. Plaschg hatte aus Unwissenheit, ja Weltfremdheit dem Sender vor dem Interview eine Liste zukommen lassen, die Fragen enthielt, welche nicht gestellt werden dürften – ein ebenso anachronistisches wie für die meisten unnachvollziehbar elitäres Unterfangen, vergleichbar etwa mit Gottfried Benns sagenhaften Rundfunkauftritten nach dem Krieg. Anja Plaschg tat es ihm gleich und wurde zur Freude des SPÖ-Wähler-Publikums vorgeführt. Am 5. April 2015 feiert sie ihren 25. Geburtstag; derartige Geschichten hat sie weit hinter sich gelassen.

Mit *Narrow* erschien 2012 ebenfalls unter dem Pseudonym Soap & Skin ihr zweites Album, das in Österreich neun Wochen Platz eins der Album-Charts belegte. Haltet alle Uhren an, fordert Plaschg im ersten Lied (»Vater«) und trifft die ungesunde Sehnsucht nach Melancholie punktgenau und schmerhaft – ein höchst wirkungsvoller Effekt. Weiter: Wo immer ich aufschlage find' ich dich / Du fällst im Schatten der Tage / als Stille und Stich. Was ist passiert? Plaschgs geliebter Vater stirbt 2009 – im Jahr der Veröffentlichung ihres ersten Albums –

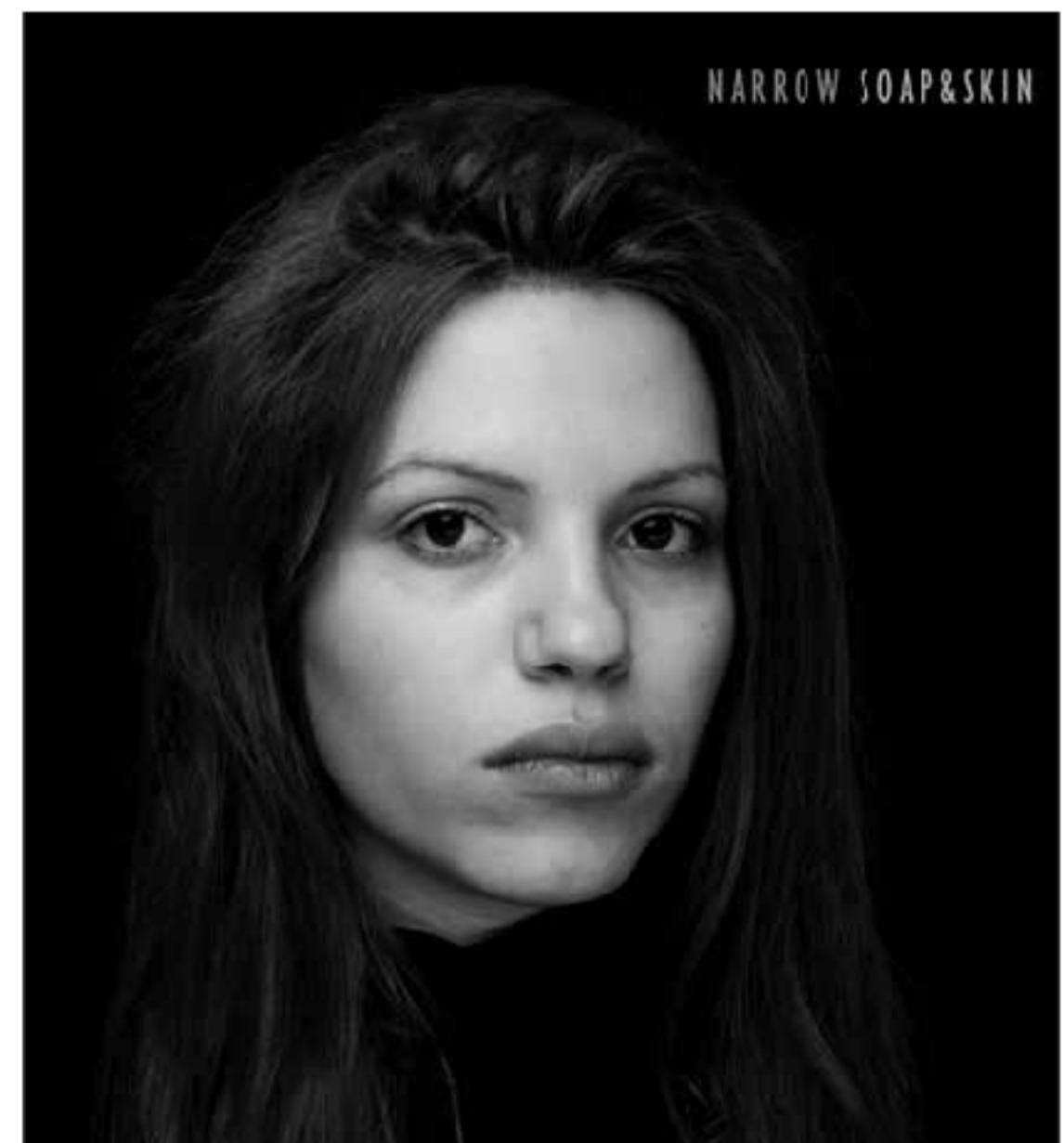
aus heiterem Himmel. In eruptiven, selbstzerstörerischen Ausbrüchen arbeitet die Tochter mehrere Jahre an einem Lied zu seinen Ehren; erst nach drei Jahren erscheint es als Einleitung zu »Narrow«. Sie besingt, wie das lyrische Ich den Vater in Gestalt einer Made im Grabe besuchen kommt und seinem Zerfall beiwohnt: Der Sarg fällt zusammen / die Blumen fallen in die Wangen / Zuerst weiß, dann blau, dann grau, dann grün / dann Schaum, dann braun und Laub und Staub und kommt dann wieder zur Besinnung, indem es fragt und fleht: Bitte schlag dich aus meinem Kopf, meinem Haus / wie sonst halte ich den Graus aus? / Mit welchem Herz, mit welchem Körper / aus? Bedenkt man, daß Plaschgs künstlerische Prägung wesentlich durch Franz Schubert erfolgte und eine ihrer ersten Veröffentlichungen 2007 die Interpretation von dessen »Im Dorfe« war, wird nachvollziehbar, aus welcher Richtung sie kommt. Irrational melancholische Anklänge finden sich in ihren Zeilen, welche an ein weiteres Stück aus Schuberts *Winterreise* (1827) erinnern, den »Lindenbaum«: Da hab' ich noch im Dunkel / Die Augen zugemacht.

Gottfried Benn schreibt in seinem epochalen Text über die »Probleme der Lyrik« (1951): »Lyrik muß entweder exorbitant sein, oder gar nicht. Das gehört zu ihrem Wesen« und ferner, zum Verständnis der inneren Logik des künstlerischen Auftrages: »Das Gedicht ist schon fertig, ehe es begonnen hat. [Der Dichter] weiß nur seinen Text noch nicht. Das Gedicht kann gar nicht anders lauten, als es eben lautet, wenn es fertig ist.« All dem folgt Plaschg bewußt oder unbewußt, schlafwandlerisch vielleicht, beweist doch die Qualität ihres fröhvollendeten Werkes, daß sie es ohne jede Rücksicht ernst meint. Ein hochpersönliches Geschehen wie der Tod des Vaters strahlt vom Einzelnen auf die Gesamtheit der Adressaten.

Es ist genau umgekehrt wie beim großen Bruch Ende der Sechziger Jahre: Während diese Kunst dekonstruierte, verallgemeinerte, den Tod der Väter, nebst ihrer Traditionen, das Kappen aller Verbindungen feierte, dreht Anja Plaschg den Spieß um und rekonstruiert den Tod des Vaters zum singulären, hochspezifischen Ereignis. Ihre Kunst ist exklusiv, sie schließt mehr Adressaten aus als ein. Dem Hörer tritt eine zur Kunst berufene Einzelne entgegen, die weiß, was sie soll, nicht, was sie bewirkt. Ein vergessener Begriff drängt hier an die Oberfläche, die Inspira-

tion. Der Künstler als Medium, dem ein Geist eingehaucht wurde, der allein das eine Kunstwerk mit seinem Hirn, seiner Stimme, seiner Hand für die übrige Menschheit sichtbar macht. Ein Anhauch aus Sphären, an die der Wähler – dieses schreckliche Kind der Neuzeit (Peter Sloterdijk), welches in die totale Medienautokratie des 21. Jahrhunderts geworfen ist und mit schwimmt – nicht mehr anknüpfen kann. Nochmals Gottfried Benn in »Probleme der Lyrik« zur Funktionsweise der Inspiration: »Das lyrische Ich ist ein durchbrochenes Ich, ein Gitter-Ich, fluchterfahren, trauer geweiht. Immer wartet es auf seine Stunde, in der es sich für Augenblicke erwärmt, wartet auf seine südlichen Komplexe, mit ihrem Wallungswert – nämlich Rauschwert – in dem die Zusammenhangs-

stören ebenso wie ihre Performances oder Videoclips. Sie betreibt alles ganz, oft ohne Rücksicht auf das Publikum; sie singt, schreit, tobt auf der Bühne, hält inne und ist vom eigenen Tun ergriffen, den Tränen nahe; sie steht nackt im Stall, in einer Herde von Mastschweinen auf dem Hof ihrer Eltern im österreichischen Gnas, lässt das filmen, unterlegt es mit Tonsequenzen. Sie ist der »Kunstträger« im besten Bennschen Sinne: »Der Kunstträger ist statistisch asozial, weiß kaum etwas von vor ihm oder nach ihm, lebt nur seinem inneren Material, für das sammelt er Eindrücke in sich hinein, d.h. zieht sie nach innen, so tief nach innen, bis es sein Material berührt, unruhig macht, zu Entladungen treibt. Er ist ganz uninteressiert an Verbreitung, Flächenwirkung, Aufnahmesteigerung, an



durchstoßung, das heißt, die Wirklichkeitszertrümmerung vollzogen werden kann«.

Womit man bei einem zweiten, in bezug auf Kunst heute – da jeder ein Künstler ist – verdrängten Begriff angelangt ist, dem Genie. Das Genie als schöpferisches Individuum hebt sich weit über die Masse. Das Genie lebt an der Grenze zum Abgrund, balanciert gezogen Werden und gestoßen Sein mit schöpferischem Erfolg. Zu dieser Wechselwirkung bedarf es zweierlei: der willentlichen Unterordnung des Adressaten unter die Schöpfung des Genies, folglich sein Anerkennen des genialen, meint eingegebenen, inspirierten Werkes als Setzung, und zweitens, von der anderen Seite betrachtet, der inneren Bereitschaft des Genies, diese mit Gnade und Bürde gleichermaßen verbundene Aufgabe, eine Lebensaufgabe zumeist, ohne Zögern, mit Mut und Entschlossenheit aufzunehmen und auszugestalten.

Anja Plaschg lebt an der Grenze zum Abgrund, gibt in jedes Lied etwas Wesentliches von sich hinein und verbraucht sich damit selbst. Plaschgs exklusive Bühnenauftritte ver-

Kultur.« Womit sich der Kreis zur Faszination schließt, einem weiteren Charakteristikum von Anja Plaschgs Werk. Kommen wir letztmalig auf das bislang maßgebendste Stück »Vater« zurück. Im Ausklang wird derwischhaft die Auferstehung des toten Vaters herbeibeschworen: Um alles in der Welt, das dich am Leben hält / zer schlag' ich auch mein Himmelszelt / auf daß es unter dir zusammenfällt / und du dich neigst / und du dich endlich wieder zeigst. Kunst als magischer, sinn- und identitätsstiftender Religionsersatz in Zeiten des Bedeutungsloswerdens, der Aushöhlung aller Werte? Vielleicht. Plaschg holt zum Finale aus, die bisherige ausschließliche Klavierbegleitung wird erweitert um Trompeten und Posaunen, um Himmelsklänge. Alles steigt fulminant zu ihrem von einer Wolke vorgetragenen Gesang herauf, vereint sich dort und verglüht. Hier ist ein lauter Moment der Ruhe geschaffen, Benns Wallungs- und Rauschwert hat sein Maximum erreicht. Was bleibt? Nicht flimmernde, rauschende Verzückung der Synapsen wie bei Richard Wagner, sondern Erdung, Einsicht und – Katharsis. ■

Behaust im Zustand der Zivilisation

von Frank Lisson

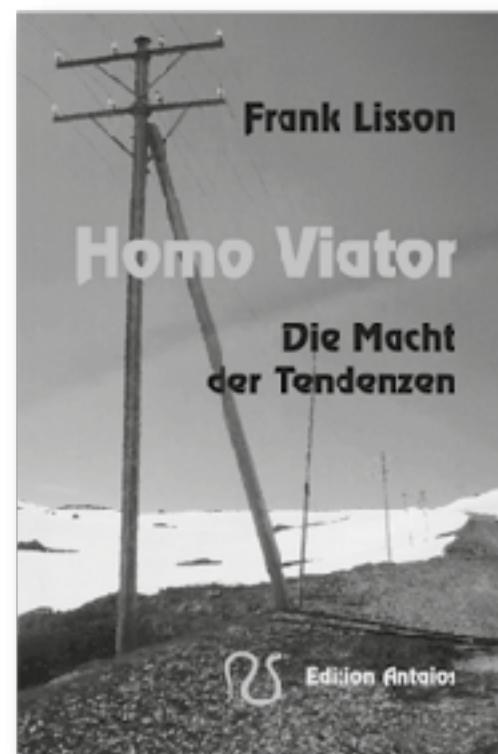
Vielleicht gehört dies zu den größten geistigen Herausforderungen: zu erfassen, was der jeweilige geschichtliche Zustand mit dem Menschen anstellt, wohinein er ihn versetzt, wie er ihn formt und lenkt. – Wer und wo sind wir, sobald wir im Zustand der »Zivilisation« ankommen und uns dort beherbergen? Was haben wir verloren, was gewonnen?

Wo eine siegende, gewaltig heraufziehende Tendenz entsteht, reißt sie alles an sich: das Bis-herige erfährt eine völlige Umdeutung; es wird den veränderten Bedingungen »angepaßt«. Und irgendwann ist der Punkt erreicht, da gibt es kein »Dazwischen« mehr: Entweder man gehört der neuen Macht an, hat ihre Ethik verinnerlicht, das heißt, man spricht aus ihr wie sie aus einem selber spricht, ist also ununterscheidbar geworden mit dem Denken und Wollen der Tendenz. Oder eben nicht, was wiederum bedeutet, man bleibt ihrer Ethik fern, übernimmt die neuen Befehle nicht, sondern steht verdutzt bis verzweifelt neben der Macht und begreift einfach nicht, was sich da eigentlich mit den Dingen vollzieht, und warum heute schwarz sein soll, was die letzten Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende weiß war. Beide »Wahrheiten«, die alte, aus den Tiefen der Geschichte geboren, und die neue, einer modernen Ideologie entsprungen, stehen einander unversöhnlich gegenüber. Es kommt zu Konflikten, die eigentlich keine sind, da der Sieger von vornherein feststeht. – Wenn alle Institutionen, alle staatlichen Organe Teil der Tendenz geworden sind, die Tendenzzugehörigkeit also die alte Staatsparteizugehörigkeit ersetzt hat, ist faktisch jene Totalität erreicht, die kein »Dazwischen« mehr duldet, sondern nach einem Ja oder Nein verlangt. Das Denken und Wollen der Tendenz entspricht dann dem einer allmächtigen »Partei«, die ihre Anhänger privilegiert und ihre Gegner ausgrenzt. Denn das ist das Wesen aller Totalitäten; daß sie zur Positionierung zwingen. Und meine Position zeigt sich darin, ob ich noch in der Lage bin, das Verhängnisvolle, womöglich sogar Verbrecherische der Tendenz zu erkennen, und wenn ja, ob ich dann den Mut und die Kraft aufbringe, mich gegen ihre Macht zu stellen, oder ob ich längst selber Teil des Verhängnisvollen bin.

Homo Viator, *Homo Creator* und *Homo Absolutus* fordern dazu auf, einen Blick hinter

die sozial- oder kulturpsychologischen Kulissen zu werfen, welche die Menschen in Jahrtausenden um sich herum aufgebaut haben und die seitdem unsere »Wirklichkeit« als unsere »geistige Heimat« bilden. – Was aber, wenn diese Kulissen, obwohl als solche längst durchschaut, immer noch dazu dienen müssen, die Welt zu dekorieren und mit Inhalten zu füllen, weil der Mensch mit diesen Kulissen nahezu identisch geworden ist und ihm die Welt dahinter deshalb solange verschlossen bleiben muß, wie er nicht bereit ist, aus diesen »gemachten« Wirklichkeiten auszubrechen und eine »existentielle Wanderschaft« anzutreten? Weil jedoch eine solche Wanderschaft zunächst einmal notwendig durch die dunklen, unwirtlichen, lebensfeindlichen Schluchten der Einsamkeit führt, löst schon der Gedanke daran Schrecken und Abwehrreflexe aus. Der *Homo Viator*, der nach der Macht der Tendenzen fragt, wagte allerdings diesen Aufbruch; heraus aus dem Potemkinschen Dorf und *global village* heutiger Wirklichkeiten, da ihm weder die abgestandene Luft eines altväterlichen Refugiums noch die neue Welt des technisch-moralisch dressierten Einheitsmenschen eine echte Heimat bieten konnten. Was blieb, war die Suche nach der Selbständigkeit des schaffenden Menschen. Also wurde *Homo Viator* zum *Homo Creator*, worin die »existentielle Wanderschaft« ihren Höhepunkt erreichte. Es folgte, nach dieser langen Strecke, auf der sich die Wanderer bereits sehr weit vom »Allgemeinmenschlichen« entfernt hatten, das Resümee in Gestalt des *Homo Absolutus*: der Versuch einer totalen Loslösung als notwendige Antwort auf das prinzipiell entbindende Leben nach den Kulturen.

»Nach den Kulturen« heißt also, frei von allen metaphysischen Verpflichtungen und kulturellen Elementen zu leben; nicht, weil es diese Elemente nicht mehr gäbe, sondern weil von ihnen kein allgemein Verbindliches mehr ausgeht, sondern nur noch Beliebiges. Die Elementarkräfte des Lebens, die sich in der »Kultur« noch dauernd im Streit miteinander befanden, haben nach den Kulturen dieses Potential eingebüßt, da der Streit entschieden scheint und von nun an wieder nichts mehr zur Wahl steht, gleich dem Zustand vor den Kulturen, dem der »Natur«. Auf diesen Zustand hat der abendländische Mensch



Homo Absolutus. Nach den Kulturen, 558 S., geb.,

Homo Viator. Die Macht der Tendenzen, 304 S., geb.,

Homo Creator. Das Wesen der Technik, 297 S., geb., je 22 €

www.antaios.de

seit gut fünfhundert Jahren hingearbeitet. Fast die gesamte Geschichte, einschließlich der Katastrophen des 20. Jahrhunderts, legt Zeugnis davon ab. Es war ein mühseliger, aufreibender Prozeß, und er dauert noch an. Sein Ende scheint jedoch absehbar, und manche haben es längst erreicht und stehen nun vor einer Zukunft, wie es noch keine gegeben hat. Der *Homo Absolutus*, der losgelöste Mensch, durch keine nicht selber ausgesuchte Tradition mehr gehalten, hat alle Freiheit, sich und der Welt einen (neuen) Sinn zu geben. Auf sich alleine gestellt wie noch kein Mensch zuvor, ist er genötigt, diese Leere aufzufüllen und mit etwas Eigenem zu gestalten, sich als einzelner einzubringen in eine Welt, die von sich aus kein »Gemeinsames«, keinen kulturellen Kanon, keine metaphysische oder soziale Geborgenheit mehr bietet. Die Frage der Zugehörigkeit ist von da an mit der Geburt des einzelnen nicht beantwortet, sondern erst aufgeworfen. Er muß Zugehörigkeit selber herstellen, sie ist ihm nicht mehr automatisch gegeben, und die Qualität seines Lebens wird davon abhängen, inwieweit ihm das gelingt. Ortlos und frei von sozialen Zwängen steht ihm theoretisch alles offen. Begreift er diese Chance nicht nur als Möglichkeit materieller Versorgung und privater Eigengestaltung, sondern auch und vielmehr als Aufforderung, seine Stellung in der Welt »absolut« auszuleben, dann wird er ins Leben treten wie ein Spieler ins Kasino: es kommt allein auf ihn an, nur auf ihn und auf die Macht des Zufalls, des »Schicksals«, dem er alles verdankt.

Dem absoluten Menschen vorangegangen ist der Schöpfer seiner selbst, der *Homo Creator*. Dieser beschreibt den Menschen, der sich die Welt nach seinem Bilde geschaffen hat und dadurch in strengen Gegensatz zur übrigen Natur geriet. Denn die Natur außerhalb derjenigen des Menschen will und ist etwas anderes als jene, von welcher der Mensch glaubt, sie sei um seinetwillen da. Tatsächlich aber geht die Natur, das heißt das Sein der Dinge jenseits des Menschen, diesen nichts an. Denn beide Welten »verstehen« einander nicht, sind im technischen Sinne inkompatibel. Das Universum »weiß« nichts vom Menschen, während er aber etwas über das Universum zu wissen meint. Diese Asymmetrie innerhalb des Daseins konnte nur deshalb zustande kommen, weil der Mensch im Laufe seiner Evolution von einer Technik der Natur selber zum Techniker von Natur geworden ist. Praktisch vollzog sich jene Entwicklung über die drei Zustände oder Lebensformen

»Natur«, »Kultur«, »Zivilisation«, deren jeweilige »Wesen« Hauptgegenstand der *Homines* sind.

Im *Creator* geht es nun um ebenjene Techniken, die der Mensch ausbildete, um in einer Welt überleben zu können, die ihn aus ihren natürlichen Schutzräumen entlassen und damit »zu sich selbst« freigegeben hatte. Dadurch wurde der Mensch innerhalb der universellen Evolution das vielleicht einzige »heimatlose« Wesen, dessen ganzes Streben folglich darauf gerichtet ist, selber herzustellen, also künstlich zu erschaffen, was die Natur ihm vorenthält. Alles, was der Mensch betreibt, ist Ausdruck seiner Fähigkeit zur Technik. Und eben darüber hat er den Blick für das Technische seiner Techniken verloren, die er schließlich für »gegeben« hielt, obwohl sie von ihm selber »gemacht« worden waren. Zugleich lag darin aber auch die Funktion der Technik, nämlich über das Gemachte hinwegzutäuschen, um sich gewissermaßen von hinten wieder in die Natur einzuschleichen. Seitdem führt der Mensch ein »falsches« oder »verdecktes« Leben, da er sich innerhalb der natürlichen Welt für etwas gibt, das er gar nicht ist, aber gerne sein will: ein in der Welt aufgehobenes Wesen.

Im Unterschied zur »echten« Natur bedeutet »Zivilisation« daher den Zustand des Als-ob; jeder kann seine Präferenz für sich selber leben und so tun, als ob er damit noch einem Zustand angehörte, aus dem er längst entlassen worden ist: man kann in die Kirche gehen, so als ob es einen Gott gäbe; man kann Allah, Jahwe, Shiva oder Erdgeister anbeten, so als ob noch eine »Kultur« dahinter stünde. Man kann Monarchist sein, Aristokrat, Nationalist oder Romantiker, so als ob man damit einem wirkmächtigen Prinzip anhinge, das seinen historischen Auftritt noch nicht gehabt hat, weil es von seinen Anhängern zum absoluten Prinzip erklärt wurde, das sich jederzeit wiedererrichten lasse, unabhängig vom Lauf der Weltgeschichte und der Entwicklung der Dinge.

Es kommt also darauf an, die Tendenzen, von denen unser Denken abhängt, als jene Techniken zu erkennen, mit deren Hilfe der Mensch sich immer wieder neue Vorwände erschafft, das »Leben« nicht sich selbst zu überlassen, sondern permanent davon abzulenken. Daher ist die »Zivilisation« auch nur über die Techniken zu verstehen, die ihr zugrunde liegen und die im Wesen des allgemeinen Menschen bereits präformiert sind.

Denn im Laufe der Kultur hat der Mensch sein Besonderes und Eigenartigstes eingebüßt, das ihn auf eine spezifische Weise »frei« sein lässt, nämlich seine Freiheit zur Weltüberlegenheit, die eine Ahnung enthält vom Wesen der Dinge hinter dem, was der Mensch qua seiner religiösen, sozialen, politischen Eigenschaften aus der Welt zu machen veranlagt ist. Ihm kamen seine Grundzweifel abhanden, die ihn über die Welt der dargereichten Dinge heben, sein *Dubito ergo cogito ergo sum*, das ihn immer wieder mit seinem heimlichen Wissen um die eigene Fremdheit in der Welt konfrontierte sowie mit dem Verdacht, einem traumschweren Wahn aufzusitzen, sobald er die Welt für das nimmt, was wir uns aufgrund unserer eingespielten Funktionsweisen von ihr als das Wirkliche gegenseitig anzunehmen empfehlen. An die Stelle des Staunens oder Denkens über die Dinge trat die Gewohnheit und das Bedürfnis nach sicherer Bindung an irgend etwas. Dadurch ist der Mensch im Laufe seiner kulturellen Entwicklung mehr und mehr zu einer Kopiermaschine derjenigen Eigenschaften geworden, die ihn am sichersten im jeweiligen Hier und Jetzt beherbergen. Er wurde zum Reflektor seiner eigens dafür geschaffenen Systeme, Programme, Kulissen, die uns seitdem überall umgeben. Denn für jedes Lebewesen ist die Welt Abbild und Konstruktion der eigenen Seinsweise. So hat der Mensch die Welt zu einer Spiegelung seiner Ängste und Bedürfnisse gemacht, wodurch ihr »Eigentliches« für ihn unsichtbar wurde. Das, was die Welt für uns heute darstellt, ist nichts als das Psychogramm derjenigen Spezies, die sich wie ein Schimmelpilz über die ganze Erde verbreitet und dadurch alles Echte und Erhabene des Lebens, ja, das Wesentliche beinahe aller Dinge vernichtet hat. – Warum das so gekommen ist und die wenigen menschlichen Widersetzungen in Form philosophischen Scharfsinns immer nur kurz aufleuchteten, ohne den Trend oder die Technik zur Tendenz je ernsthaft gefährden zu können, versuchen die drei *Homines* zu ergründen.

Dabei fordert der *Homo Creator* vielleicht die meiste Aufmerksamkeit und Bereitschaft zum Wagnis fremder Perspektiven, denn er steigt noch einmal eine Stufe tiefer oder höher – je nachdem – als seine beiden Verwandten; ungeachtet der Gefahr, daß ihm dorthin, wo er schonungslos an den Kern der Dinge zu gelangen versucht, niemand mehr zu folgen bereit ist, weil dies eine Verletzung eingeübter Verhaltensnormen bedeutete.

Im Zustand der »Zivilisation« ist jedoch die Zeit der großen Abschiede gekommen. Es gilt, eine Welt zu verlieren – und mehr als eine Welt; nämlich all jene Vorstellungen, die als Surrogate, Ersatzhandlungen und allzu durchsichtige Selbstbetrügereien das Denken blockieren und uns stumpfsinnig gemacht haben für den Blick auf das ganz »Andere«; diese besondere menschliche Qualität, der eigenen Natur in die Quere zu kommen, ihr zu widersprechen. – Der Natur zu widersprechen bedeutet, der herrschenden Welt den Fehdehandschuh hinzuwerfen, weil

man sich von dem, was das Allgemeinmenschliche aus ihr gemacht hat, schlechterdings beleidigt fühlt.

Denn seine sozial-biologischen Funktionsweisen zwingen dem Menschen gewisse Verhaltensweisen auch dann noch auf, wenn sich die ursprünglichen Bedingungen dieser Funktionen längst geändert haben oder ein Erkenntnisgrad erreicht worden ist, der andere Herangehensweisen erfordert. So verhalten sich die allermeisten Menschen wie Hunde, die noch überall ihre Markierungen setzen, obwohl das in dem von Menschen beherrschten und domestizierten Habitat sinnlos geworden ist, aber als Gewohnheitsrudiment den Hund in seiner Hundewelt weiterhin steuert. Das Tier markiert, so als ob es tatsächlich noch ein Revier abzugrenzen hätte. Ein ähnlicher Instinkt lebt im Menschen fort, wenn er etwa auf seine ältesten metaphysischen Illusionen zurückgreift. – Käme nun ein einzelner Hund daher und wiese auf die Sinnlosigkeit des Markierens hin und erklärte zudem, daß die Funktionsweisen des Hundes nur für Hunde gälten und außerhalb ihrer Welt bedeutungslos seien, also nicht für allgemeine Wahrheiten gehalten werden dürften, ginge ein Aufschrei durch die Hundewelt und alle würden rufen: hinfort mit ihm, der sich anmaßend über unsere Art stellt! Daher ist es beinahe unmöglich, sinnvoll über die eigenen Arteigenschaften hinausdenken zu wollen, um die Natur des Menschen oder die Welt darüber hinweg zu verstehen. Einige Philosophen haben das seit jeher versucht – und alle einen hohen Preis dafür bezahlt. Denn die Furcht des Menschen, womöglich grundlegender Irrtümer, die das Leben lebenswert erhalten, überführt zu werden, verhindert, über die jeweilige Entwicklungsstufe derjenigen Soziätät hinauszudenken, der man entstammt. Weil Menschen naturgemäß ihren artspezifischen Bedürfnissen gehorchen, wird jeder als Schädling aus der Gruppe verstoßen, der es wagt, diese Bedürfnisse selber zum Gegenstand seines Denkens zu machen und sie als jene Funktionalitäten zu benennen, die dem »objektiven Erkennen« einer Sache stets im Wege stehen. – Hier beginnt die Einsamkeit des Philosophen, die eben auch die Einsamkeit der drei *Homines* ist.

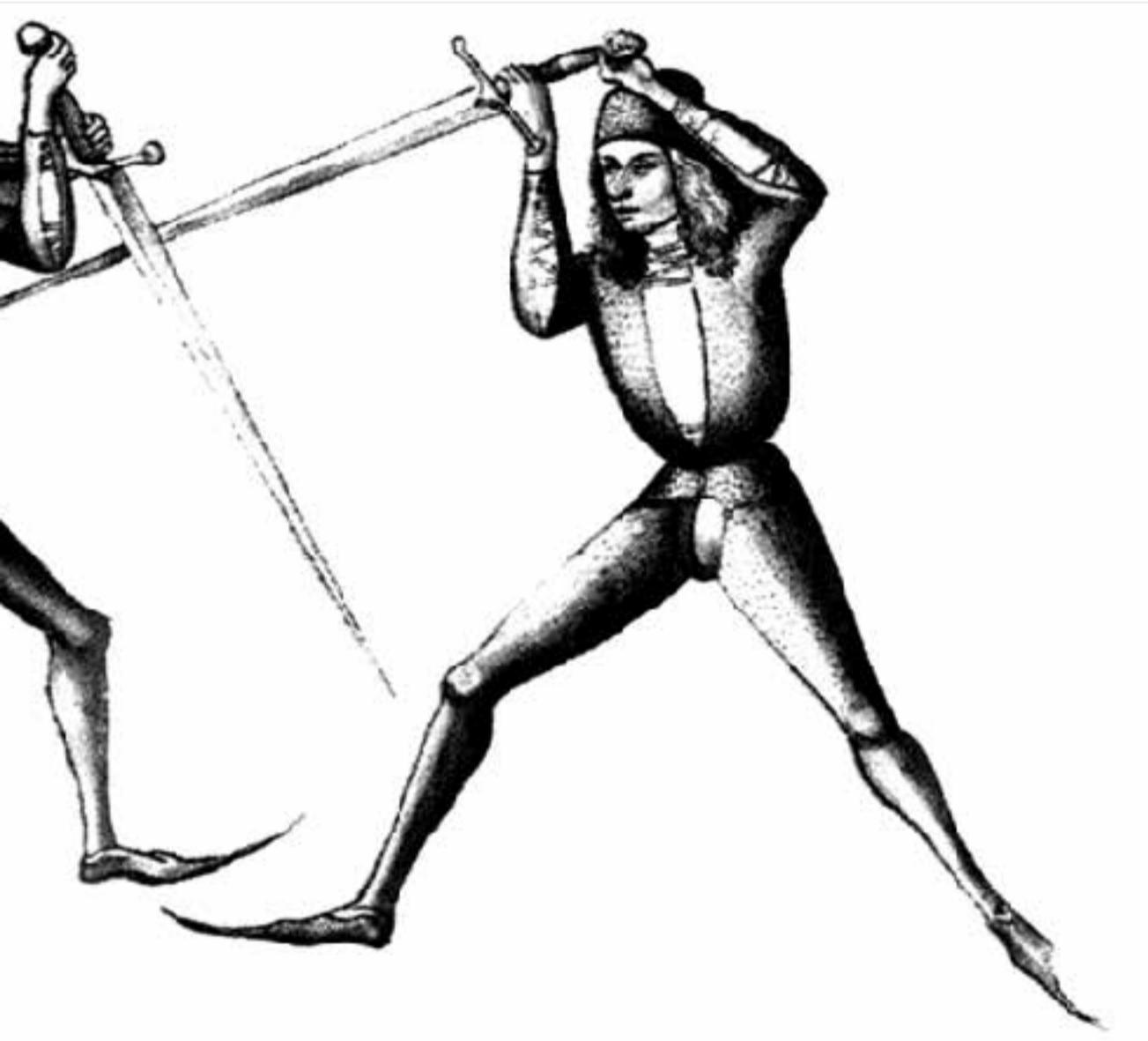
So bilden diese drei Bücher gewissermaßen den Auftakt oder die Einleitung für ein Denken, das anders und gründlicher fragen lernen will, als dies unter den Bedingungen der »Zivilisation« üblich geworden ist. Sich auf die »existentielle Wanderschaft« der drei *Homines* einzulassen, bedeutet daher auch und vor allem, seine sozialen, politischen und religiösen Gewohnheiten zu hintergehen, sich als Mensch auf ebendiese Weise »untreu« zu werden und dadurch, fern der alten »Heimat«, seinen Blick für das Wesen dieser Heimat zu schärfen – um, möglicherweise, gereift und verwandelt in sie zurückzukehren. ■



Auch ich: ein Hund!

von Martin Lichtmesz

Homo Creator, der abschließende Teil der *Hominis*-Trilogie von Frank Lisson, ist ein faszinierendes und provozierendes Buch. Dazu ein paar tastende und vorläufige Bemerkungen: Verstehe ich Lisson richtig, dann bin auch ich ein Tier, das noch nicht so recht begriffen hat, wie sehr es von atavistischen »sozial-biologischen Funktionsweisen« gesteuert wird. Ich gehöre der Mehrheit jener nicht nur lebenden, sondern auch existierenden Wesen an, die noch nicht jenen Grad höherer Erkenntnis erreicht haben, der sie befähigt, auf ausreichende Distanz zu ihren uralten Reflexen und Konditionierungen zu gehen. Die »allermeisten Menschen«, so Lisson,



verhielten sich »wie Hunde, die noch überall ihre Markierungen setzen, obwohl das in dem von Menschen beherrschten und domestizierten Habitat sinnlos geworden ist, aber als Gewohnheitsrudiment den Hund in seiner Hundewelt weiterhin steuert. Das Tier markiert, so als ob es tatsächlich noch ein Revier abzugrenzen hätte. Ein ähnlicher Instinkt lebt im Menschen fort, wenn er etwa auf seine ältesten metaphysischen Illusionen zurückgreift.«

Also gut: Ich bin auch einer jener Köter, die jeden Baum und Laternenpfahl mit Metaphysik bepissten, die hecheln, wenn sie Weihrauch schnuppern, mit dem Schwanz wedeln, wenn ihnen eine geschnitzte Madonna zulächelt, und die sich demütig auf den Boden werfen, wenn die *Johannespassion* erklingt, die Kreation ei-

nes schöpferischen Hundes namens Johann Sebastian Bach, der die Kulturtechnik des Komponierens so vollkommen in den Dienst metaphysischer Illusionen gestellt hat wie noch niemand vor ihm. »Herr! Herr! Unser Herrscher, dessen Ruhm in allen Landen herrlich ist!« erschallt der Chor der singenden Hunde, und nun erfahre ich, daß doch nur ein Herrchen gemeint war, das sich der komponierende Hund noch dazu selber gemacht hat, um sich auf dieser trüben Erde nicht gänzlich allein fühlen zu müssen. Die Schallwellen treffen auf Rezeptoren in meinem Gehirn, die aufglühen wie neurobiologische Glasfaserkabel und ein zerebrales Opium ausschütten, das nichts mit dem Wahren, Schönen und Guten und anderen evolutionär überholten Fiktionen zu tun hat. Für das Kunstwerk müßten dann ebenso wie für Fahrräder und Smartphones diese Zeilen aus *Homo Creator* gelten: »Es ist die Ehrfurcht des Menschen vor seinen eigenen Schöpfungen, die ihn dazu verführte, noch einen weiteren Schöpfer über sich hinaus zu vermuten, ja zu erhoffen. Lebt er doch in einer anscheinend gemachten Welt, an der er keinen Anteil hat, außer, sich in ihr selber als ein Gemachtes zu empfinden. Wie desillusionierend und bedrückend muß da die Tatsache klingen, daß der Mensch Techniker und Schöpfer in einer allein von ihm geschauten Welt ist, die außerhalb seines Bewußtseins keinen Bestand und keinerlei Bedeutung hat.«

Ist die Kunst dann aber noch ein »Rätsel«, wie Martin Heidegger sagte? Kann man aus dieser Perspektive ihr Rätsel denn noch sehen? Ich versuche mir vorzustellen, was das bedeutet, daß ein bloß entstandenes, nicht gemachtes Lebewesen als erstes seiner Art zum Demiurgen seiner selbst und seiner Umwelt werden kann; eine Tätigkeit, die ihm offenbar im Blute oder auch in zufälligen Chromosomenverbindungen liegt. Auch die Religionen und ihre Riten sind »gemacht«, aber sind sie auch »Machenschaften«? So beginnen die »Anathemata« des katholischen Dichters David Jones: »Sofort und zu allererst erkennen wir, daß er dieses Ding anders macht. Schon formt sich, wenn wir aufmerken, seine tastende Syntax: ADSCRIPTAM, RATAM, RATIONABILEM ... und im voraus und für sie, in Strukturen und Formen, die ganz die ihren sind, erheben die heiligen und ehrwürdigen Hände ein wirksames Zeichen.«

Vielleicht hängt mein Bewußtsein auch bloß an der Illusion ohne Zukunft, die mich mit men-

talem Sauerstoff versorgt, wehrt sich vielleicht nur gegen das »Bedrückende« dieser »Tatsache«. Ich bin vielleicht ein allzu eingefleischtes, unflexibles Tier aus dem unwiderruflich zu Ende gehenden Zeitalter der »Kultur« und habe nicht begriffen, daß »Zivilisation« den »Zustand des Als-ob« bedeutet: »Jeder kann seine Präferenz für sich selber leben und so tun, als ob er damit noch einem Zustand angehörte, aus dem er längst entlassen worden ist: man kann in die Kirche gehen, so als ob es einen Gott gäbe; man kann Allah, Jahwe, Shiva oder Erdgeister anbeten, so als ob noch eine »Kultur« dahinter stünde.« Die Welt des Areligiösen ist aber eine andere als die des Religiösen, der so unverschämmt ist, mit Dávila zu behaupten: »Die Religion hat keine Wurzeln im Menschen«, denn sie sei »weder Konklusion aus Vernunftgründen, noch Erfordernis der Ethik, noch Stadium der Sensibilität, noch Instinkt, noch soziales Produkt.« Auch bin ich immer noch so töricht zu glauben, daß es »unabhängig vom Lauf der Weltgeschichte und der Entwicklung der Dinge« etwas geben könnte, das weder dem Raum noch der Zeit angehört. Gleich einem Triebtäter springt mein Bewußtsein immer wieder auf diese fixe Hundeidee zurück. Einige wenige, einsame Hunde sind jedoch schon über der Linie, sie haben den Instinkt der hartnäckigen »metaphysischen Illusionen« abgeschüttelt, oder bemühen sich redlich darum, die letzten peinlichen Überbleibsel in sich abzutöten. Tiere, die ans Land gekrochen sind, brauchen keine Kiemen und Flossen mehr und sind manchmal sogar schon schlau genug, sich Flügel zu basteln. Jener Hund, der imstande ist, die hündischen Rationalisierungen zu durchschauen, erscheint uns, dem rückständigen Rudel, als destruktiver Zyniker, dabei ist er bloß ein Philosoph, der kein *kynos* mehr sein will und kann. Würde nun ein solch aufgeklärter Hund seine Artgenossen auf »die Sinnlosigkeit des Markierens« hinweisen und daran erinnern, »daß die Funktionsweisen des Hundes nur für Hunde gälten und außerhalb ihrer Welt bedeutungslos seien, also nicht für allgemeine Wahrheiten gehalten werden dürften, ginge ein Aufschrei durch die Hundewelt und alle würden rufen: hinfort mit ihm, der sich anmaßend über unsere Art stellt!«

Bekanntlich bellen die getroffenen Hunde, ich für meinen Teil heule aber lieber weiterhin den Mond an. Ein interessanter Defekt meines Gehirns läßt mich in dem Gestirn etwas »Erhabenes« oder »Poetisches« sehen, und es will ums Verrecken nicht in meinen Verstand sickern, daß ich lediglich zu einer nackten, sinnlos im Weltall kreisenden Kugel aufblicke, in die hin und wieder ein blödsinniger Meteor einen Krater schlägt, der meinem Hundeauge irgendwie »malerisch« erscheint. Ist es Ausdruck meines Erstaunens, daß Seiendes überhaupt ist, wenn ich vom Mond in dieser Art rede, oder webe ich an einem Schleier aus Seinsvergessenheit? Schon hängt er als Spielzeug in meinem Kinderzimmer, mit einer Nase, Augen und einem Mund, und einem aufziehbaren Mechanis-

mus, der mir ein Gutenachtlied spielt. Ein Märchen nur?

Im Jahre 1943 erregte eine Stelle in einem Schulbuch die Besorgnis eines apologetischen Hundes namens C.S. Lewis. Darin wurde eine Geschichte diskutiert, in der zwei Touristen einen Wasserfall betrachten; der eine bezeichnet ihn als »erhaben«, der andere bloß als »häubsch«. Das Schulbuch erläuterte, daß die beiden in Wahrheit keine Feststellungen über den Wasserfall gemacht hätten, sondern nur über ihre subjektiven und damit unverbindlichen »erhabenen« oder »häubsch« Gefühle. Wer hätte gedacht, daß ein solch unscheinbarer Gedankengang in letzter Konsequenz zur »Abschaffung des Menschen« im Namen der nur mehr praktischen Vernunft führen kann? Zu seinem transhumanen Umbau in den Händen von Technikern und Ingenieuren, in »die Einspannung« des Menschen »in die gleichgebaute und gleichschnittige Einrichtung alles Seienden«, um es mit Heidegger zu sagen? »Wenn man durch alles hindurchschaut, dann ist alles durchsichtig. Aber eine vollständig durchsichtige Welt ist unsichtbar geworden. Wer alles durchschaut, sieht nichts mehr«, schrieb Lewis.

Frank Lisson zählt sich selbst zu jenen, die all die jahrtausendealten Kulissen »als solche längst durchschaut« haben, und er blickt ein wenig hochmütig auf die Nachzügler herab. Auch die »Abschaffung des Menschen« fürchtet er nicht, im Gegenteil: »Man stelle sich einmal vor: fünfhundert Jahre Internet, fünfhundert Jahre Digitalisierung, fünfhundert Jahre Nanotechnik und Genetik, fünfhundert Jahre Weltraumteleskope!« Irgendwo an einem fernen Horizont erblickt er bereits die »Gestalt des *Homo Absolutus*«, den »Versuch einer totalen Loslösung als notwendige Antwort auf das prinzipiell entbindende Leben nach den Kulturen.« Bis dahin werden die Geburtswehen noch andauern. Die Menschheit, eingespannt in den Motor der von ihr selbst geschaffenen, nicht mehr zu stoppenden Maschine, hat in dieser Lage ohnehin nur mehr die Wahl, entweder zu krepieren oder zu mutieren. Eventuell werden sich die alten Befürchtungen als gegenstandslos erweisen, »der Mensch werde sich durch Technologie seiner selbst entfremden«, bringt er doch nur zur Entfaltung, was in ihm bereits angelegt ist. Oder wird sie doch kommen, die götterlose »Welt-nacht« Heideggers, in der die äußere Entfaltung der Technik ihren Höhepunkt erreicht hat und gleichzeitig die Entfernung vom Sein am größten ist? »Das Heile entzieht sich. Die Welt wird heil-los. Dadurch bleibt nicht nur das Heilige als die Spur zur Gottheit verborgen, sondern sogar die Spur zum Heiligen, das Heile, scheint ausgelöscht zu sein.«

Vielleicht endet auch alles viel trivialer und langweiliger, »not with a bang but with a whimper«. Technologische Erneuerungen erweitern in der Regel kaum das Bewußtsein ihrer Konsumenten, sondern sind fast immer Agenten der Banalisierung und der Tyrannei der Quantität, erzeugen Heerscharen von Gestell-Krüp-

peln, die gewiß postkulturelle Existenzen führen, ansonsten aber alles andere als »losgelöst« wirken. »Was das Internet betrifft, so münden die phantastischen Versprechen in Ozeanen von Pornographie und Katzenbildern. Die Wunder des Smartphones erzeugen Zilliarden von Selfies und eine unermeßliche Anzahl von profanen Status-Aktualisierungen auf Facebook«, schrieb der amerikanische Schriftsteller Jack Donovan. Trotzdem sind wir im Bereich des Sexus und Eros Adam und Eva geblieben, und Hunde und Katzen röhren uns, weil sie eben keine Maschinen sind. Den Tieren und Gestirnen ist es freilich gleichgültig, welche sentimental Deutungen wir in sie hineinlegen. Das haben sie vielleicht mit Gott gemeinsam. »Alles, was ist, ist um seiner selbst willen da«, schreibt Lisson im Vorwort zu *Homo Creator*. »Unentwegt sterben Sterne und werden neue geboren. Nach heuti-

tur. Die Affen beschnuppern und betasten ihn, aber das Artefakt bleibt zugleich nah und schwer zu fassen wie ein Gott. Kurz darauf entdeckt einer von ihnen, daß er mit einem Knochen seine Schlagkraft um ein Vielfaches erhöhen, ihn als Waffe benutzen kann. Ekstatisch schlägt er das Skelett eines Tieres in Stücke, während Richard Strauss' *Also sprach Zarathustra* erklingt. Triumphierend wirft der Ur-Prometheus sein neues Werkzeug in die Luft; die Kamera folgt diesem auf seiner Flugbahn in den blauen Himmel. Kubrick schneidet abrupt auf ein weißes, im All schwebendes Raumschiff in der Form eines Knochens: zwei Manifestationen ein und desselben Prinzips. Der Rest des Films spielt in einer komplett künstlichen Welt, die von *Homines sapientes* in geometrische Formen gebracht wurde und in der elegant geschnittene Raumstationen lautlos durch die unendlichen Räume tanzen. Am Ende der *Odyssee* findet sich ein Astronaut in einem mysteriösen, nicht minder artifiziellen Barockzimmer wieder; der Monolith erscheint ihm, und er tritt in ihn ein wie in eine Art Geburtskanal, um als »Sternenkind« wiedergeboren zu werden, vielleicht als Prototyp einer neuen, den bisherigen Menschen übersteigenden Spezies.

Ist diese neue Menschheit nun erlöst von »metaphysischen Illusionen« und der mit ihnen eng verschwisterten Todesfurcht, jenem großen Motor der Kulturleistungen? »Der Mensch«, so schrieb der Sozialanthropologe Ernest Becker, »entwickelte sich vom instinktgelenkten, unreflektierten und automatisch handelnden niederen Tierwesen zu einer Kreatur, die sich über ihr eigenes Los Gedanken macht. Ihm wurde das Ichbewußtsein sowie die Halbgottstatur innerhalb der Schöpfung gegeben; er erkannte die Schönheit und Einzigartigkeit des eigenen Antlitzes, er bekam einen Namen. Gleichzeitig erhielt er auch das Wissen vom Schrecken der Welt, von seinem eigenen Tode und Verfall.« Seine Kreatürlichkeit erinnert ihn immer wieder daran, daß er, »soweit es die Natur angeht, nichts als ein Leib ist. Die Werte der Natur sind körperlich, die des Menschen geistig. Obwohl sie sich zu den Sternen erheben, sind sie auf Exkrement gebaut, können ohne es nicht existieren und werden immerfort daran erinnert.« Zuweilen erkannte der Mensch sich als eine Art Gott, lebe »als ob« er total losgelöst, »als ob« er Schöpfer seiner selbst sein könnte, aber er bleibt am Ende immer ein Pseudo-Gott, dessen Leib zum Fraß der Würmer bestimmt ist. Solange das so ist, wird das Dasein des Menschen Alpträume gebären, die keine noch so elaborierte Technik verjagen wird, ebenso wie Hoffnungen, die die Technik niemals erfüllen kann. »Er flüsterte mir zu, daß mein Plan fehlgeleitet war«, heißt es in einem von Current 93 vertonten Text von Thomas Ligotti. »Daß mein besonderer Plan für diese Welt ein schrecklicher Fehler war. Denn, sagte er, es gibt nichts zu tun, und man kann nirgendwo hingehen. Man kann nichts sein und niemanden kennen. Dein Plan ist ein Fehler, wiederholte er. Diese Welt ist ein Fehler, antwortete ich.« ■



Kann nur ein Gott uns
retten? glauben, hoffen,
standhalten, 416 S., geb.,
22 €

www.antaios.de

ger Schätzung bewegen sich fünfzig Milliarden Galaxien im Raum, von denen nur eine unsere Milchstraße ist. Die Milchstraße wiederum versammelt etwa zweihundert Milliarden Sterne; einen davon, am ruhigen Rand der Galaxie, umkreist unsere Erde. Sobald wir uns in das Unvorstellbare der heutigen Kenntnisse aus Physik und Kosmologie hineinzudenken versuchen, verlieren alle naiven Gottesvorstellungen und Heiserwartungen der letzten dreitausend Jahre sogleich an Attraktivität und Bedeutung.«

Ich wieder: Ich armer Hund empfinde genau umgekehrt. Wie kann ich, ein denkendes Schilfrohr, eine Handvoll Staub mit meinem tragischen Bewußtseinsfünkchen in der Dunkelheit des bloßen Seins, angesichts dieser unermeßlichen kosmischen Wunder so vermessnen sein, zu glauben, daß kein Gott ist? Gewiß, auch ich kenne das Schaudern, das einem berühmten, am eigenen Bewußtsein leidenden Tier vor vierhundert Jahren, an der Schwelle eines neuen Äons, ins Gehirn gekrochen ist wie ein Splitter vom Kreuz von Golgotha: »Das ewige Schweigen dieser unendlichen Räume erschreckt mich.« Ich denke nun auch an die grunzenden Affenmenschen aus Stanley Kubricks *Odyssee im Welt Raum*, die einem plötzlich auftauchenden, rechteckigen Monolithen begegnen, einem Gegenstand von vollendet Perfection, Epiphanie einer reinen und absichtslosen Form und Anti-Na-

Mit den »Rechten« reden – Tabubruch eines Etablierten

von Horst Schmandhoff

Armin Nassehi ist, gemessen am Zustand des akademischen Establishments in der BRD, ein mutiger, ein freier Mann. Der in München lehrende Soziologe legt uns ein zwar im üblichen Slang geschriebenes, aber lesenswertes Buch vor. Es geht ihm um die Frage, wie sich die krisenhafte Gesellschaft der Gegenwart in ihrer Komplexität angemessen erfassen lässt, damit über politische »Lösungsansätze« überhaupt nachgedacht werden kann. Mutig ist Nassehi, weil er dabei ein Tabu bricht: Er publiziert im Anhang seines Textes eine Korrespondenz, die er mit Götz Kubitschek geführt hat. Daß hier ein professoraler Vertreter der guten Gesellschaft den hiesigen totalitären Konsens aufkündigt und so sachlich wie fair mit dem profiliertesten Vertreter der »Neuen Rechten« spricht, hat angesichts der Distanzierungsorgien einer als Alternative angetretenen neuen Partei seinen besonderen Gout.

Wie kühn sich der Soziologe selbst weiß, erkennt man daran, daß sein ganzes Buch durchzogen ist von Absicherungs- und Rechtfertigungsformeln, die zugleich eine typische Reaktion etablierter Eliten auf krisenhafte Erfahrungen verraten. Die »empirischen« Befunde Kubitscheks zur Lage nämlich teilt Nassehi offensichtlich, muß darüber aber um so mehr die Differenz zwischen seiner Position und jener der Rechten betonen: Er kennt die einschlägigen Ausschlußmechanismen seiner Leute und benennt sie im Buch. Daß sich Nassehi dennoch auf einen solchen Dialog einläßt, könnte man daher auch systemisch-funktional deuten – seiner sympathischen Gesprächsbereitschaft auf intellektuellem Feld entspricht die (un)verschämte Fühlungnahme Sigmar Gabriels, des Pop-Beauftragten der SPD, kürzlich mit der Dresdner PEGIDA. In der »Anschlußfähigkeit« (Nassehi) der rechten Lagebeurteilung wittert man offenbar nämlich dort eine reale Gefahr, wo ein Marxist in seiner vermeintlich überholten Beschreibungswise von einer herrschenden Klasse spräche – dieser wird allmählich die Fragilität ihrer Stellung bewußt.

Nassehis Buch ist jenseits des Symptomatischen auch substantiell lesenswert, da all jene seit Ende des 19. Jahrhunderts virulenten und diagnostizierten Probleme moderner Gesellschaften durch die wissenschaftliche, technologische und kapitalwirtschaftliche Entwicklung

vielfach potenziert wurden. Der klassische linke Zugriff auf diese Herausforderungen ist Nassehi zufolge sträflich »unterkomplex«: Die Idee, Gesellschaften sozialtechnisch nach Plan »umbauen«, verkenne die reale Komplexität der Verhältnisse. Linke Politik besitze daher »am Ende doch eine autoritäre Grundstruktur«, um ihre Visionen gegen die komplexe Wirklichkeit durchzusetzen. Nassehi gesteht sich sogar ein, daß der »Nationalsozialismus eher eine linke Bewegung« gewesen sei, insofern er »die revolutionäre Herstellung des Neuen Menschen wollte«.

Einem konservativen Zugriff, der in der Krise auf die Einsichtsfähigkeit der Persönlichkeit baut, bescheinigt der Soziologe wiederum eine im Grunde idealistische Verkennung der Tatsache, daß Eigen- und Kollektivinteressen meist weit auseinanderklaffen. Einer »rechten« Position schließlich unterstellt er die Tendenz zur rabiatten Komplexitätsreduktion in ebenso rabiaten Homogenisierungsphantasien: Man »transzendiere« dort das Volk zur unhintergeharen Orientierungsinstanz, die alles richten solle und dabei jede Abweichung, alles »Fremde« auszumerzen drohe. Daß es Sekten gibt, die Utopien ethnischer oder rassischer Reinheit pflegten und pflegen, sei unbestritten – wo solches aber einer Rechten generell unterstellt wird, zeigt dies nur, wie man sich selbst von einem Phantasma zum Narren halten läßt. Daß solche Vorbehalte Nassehis auch aus einer biographischen Wurzel genährt werden, tritt in der Korrespondenz zutage: Es ist die Sorge, als Sohn eines Persers und einer Schwäbin nicht »rein« genug für eine imaginierte »Volksgemeinschaft« zu sein. Daran erweist sich die Macht der Diskursordnung, die vom mediopolitischen Komplex hierzulande, und nicht nur dort, exekutiert wird. Ein echter Dialog hätte hier erst zu beginnen, denn es gäbe für beide Seiten viel voneinander zu lernen: die komplexe Denktradition der Rechten für die einen und ernstzunehmende Diagnosen einer zeitgemäßen Soziologie für die anderen. Es wird sich indes zeigen müssen, ob Nassehi nicht nur mutig, sondern auch tapfer ist und weiter offen bleibt, wenn die Diskursgesellschaft in ihrer »repressiven Toleranz« (Gerd Bergfleth) das Feuer auf ihn eröffnet.

Aus dem über dreißig Seiten langen Briefwechsel zwischen Armin Nassehi und Götz Kubitschek drucken wir im folgenden zwei Passagen ab, die repräsentativ sind für den Ton des Dialogs und den zentralen Diskussionsgegenstand.

*Armin Nassehi an Götz Kubitschek,
4. April 2014*

Ihren empirischen Beschreibungen vermag ich vollends zu folgen. Dort, wo das Handeln der Menschen unmittelbare Folgen für sie selbst hat beziehungsweise wo sie Unsicherheit erfahren, werden sie »konservativ« in dem Sinne, daß sie ziemlich deutlich zwischen dem »Eigenen« und dem »Fremden« unterscheiden – gemeint ist damit: zwischen dem, was als vertraut behandelt wird, und dem, was als unvertraut erlebt wird. Hier haben Sie ebenso Alltagsevidenz wie auch die sozialwissenschaftliche Forschung auf Ihrer Seite. Das wissen wir genau. Auch Ihrer Bewertung, wie einfach es sich diejenigen machen, die, wie Sie formulieren, ausweichen können, folge ich. Das ist in der Tat die offene Wunde derjenigen, von denen ich am Beginn unseres Gesprächs als denjenigen sprach, die links reden und rechts leben.

Interessant wäre ja das Gedankenexperiment, ob wir denn überhaupt Differenzen hätten, würden wir uns unsere Gesellschaft ganz ohne Migranten vorstellen, oder besser: ganz ohne solche, denen man so etwas wie Fremdheit zuschreiben würde – ganz abgesehen davon, daß ich selbst ein Abkömmling von Migration bin, allerdings mit einer sehr deutschen Sozialisation. Mein Vater kam 1954 aus Persien nach Deutschland zum Studieren und blieb, meine Mutter war Schwäbin, kam aus einer sehr konservativen katholischen Familie, was in den 1950er und 1960er Jahren nicht ganz einfach war. Aber zurück zum Gedankenexperiment: Gäbe es zwischen uns überhaupt Differenzen?

Ich meine: ja. Diese liegen darin, daß eine Position wie die Ihre letztlich auf so etwas wie die Idee stabiler Fremdheit angewiesen ist – und vielleicht ist es das, was eine »rechte« Position ausmacht, denn letztlich haben Sie ein Verständnis der Gesellschaft, als handle es sich bei ihr um ein Gruppenphänomen, als sei eine Gesellschaft eine soziale Gruppe, in der Lebensorientierungen, Lebensformen, sozialmoralische Werte usw. wirklich geteilt würden und von der sich so etwas wie Fremdgruppen tatsächlich abheben können.

*Götz Kubitschek an Armin Nassehi,
8. April 2014*

Ich komme zu den anderen Fragestellungen Ihres Briefs, sie hängen damit zusammen: Sehr wohl sehe ich, sehen wir das Desintegrative in unserer Gesellschaft, und es ist fast billig, zu sagen,

daß auch uns manches guterzogene Migrantenkind sympathischer ist und nähersteht als jene anmaßenden, deutschen Rotzlöffel, denen noch nie eine äußere oder innere Not Beine machte. Dennoch sind diese Rotzlöffel Teil unseres Volkes, und wenn der seit Jahrzehnten abwesende Ernstfall im großen oder im kleinen den sozialen, staatlich finanzierten Reparaturbetrieb zum Erliegen bringt, wird sich jeder sofort daran erinnern, wer »Wir« ist und wer »Nicht Wir«. Die Fremdheit, die daraus resultiert, ist in der Tat ziemlich stabil, die Anverwandlung des Fremden in das Eigene ein langsamer Prozeß. Und: Die Abgrenzung des Ich und des Wir von etwas Fremdem ist schlicht eine Konstante. Ist es nicht



Die letzte Stunde der Wahrheit. Warum rechts und links keine Alternativen mehr sind und Gesellschaft ganz anders beschrieben werden muß, Hamburg 2015. 344 S., 20 €

so, daß nirgends die Ausgrenzungsmechanismen gnadenloser arbeiten als aus Gruppen heraus, die Gruppenexistenzen leugnen? Liegt dies nicht an ihrer grundsätzlichen Instabilität?

Die Gruppenexistenz des »Wir« im nationalen und damit auch ethnisch gebundenen Sinn ist unhintergehbar, davon bin ich überzeugt. Sie spielt derzeit vielleicht eine untergeordnete Rolle, im intellektuellen Milieu sowieso; die Zuschreibung, Deutscher zu sein, entfaltet aber sofort ihre Dynamik, wo der Ernstfall auch nur vorbeistreicht (Fußball, Auslandseinsätze, Exportüberschuß). Daß dies übrigens unter anderem eine Folge der extrem negativen und zum Teil von außen hereingetragenen Geschichtspolitik ist, haben die klügeren Linken und CDU-Konservativen irgendwann bemerkt und es eine Zeitlang mit Normalitätsappellen und vorsichtigen Schlußstrich-Parolen versucht – vergebens.

Von diesem Punkt aus kann ich nun Ihre Frage beantworten, ob es zwischen uns Differenzen gäbe, wenn dieses Land keine oder nur ganz wenige Migranten hätte. Wir hätten keine, wenn Sie mir zustimmten, daß das deutsche Volk ein sehr besonderes Volk ist und daß es das Ziel unserer Bemühungen sein muß, diese Besonderheiten zum Blühen zu bringen, immer wieder aufs neue. ■

»Notwehr innerhalb des Krieges« – Die Besetzung Norwegens 1940

Ein Gespräch mit dem Historiker Stefan Scheil

SEZESSION: Den Angriff des Deutschen Reiches auf die Sowjetunion im Juni 1941 haben Sie als Präventivkrieg bezeichnet und in einer entsprechenden Studie untersucht. Als was würden Sie die »Operation Weserübung« bezeichnen, mit der man die deutsche Besetzung Dänemarks und Norwegens ein Jahr zuvor verbindet?

SCHEIL: Eine einfache und mit einem Wort treffende Bezeichnung ist in diesem Fall nicht ganz leicht. Ich persönlich würde den Begriff »Präventivkrieg« für einen Angriff aus dem Friedenszustand heraus reservieren. Im Fall des »Unternehmens Barbarossa« ging es dabei um die zweifache Frage, ob der deutsche Angriff 1941 geführt wurde, weil die deutsche Staatsführung einem sowjetischen Angriff zuvorkommen wollte, und ob ein solcher sowjetischer Angriff tatsächlich bevorstand. Beides lässt sich mit ja beantworten.

»Operation Weserübung« fand bereits im Kriegszustand statt und sollte einer Operation des Kriegsgegners auf einem neutralen Gebiet zuvorkommen. Im angelsächsischen Sprachgebrauch wird das beispielsweise nicht als »preventive war«, sondern als »pre-emptive war« bezeichnet. Der Historiker Henrik Lunde, gebürtiger Norweger und Veteran der US-Streitkräfte, hat beispielsweise unter diesem Titel eine Studie über die Schlacht um Norwegen herausgebracht.

Im Wilhelmstraßenprozeß gegen die Diplomaten des Auswärtigen Amts sprach die Verteidigung von einer Notwehraktion. Interessanterweise hat das Gericht dem in der Sache gar nicht widersprochen, sondern Deutschland lediglich generell das Recht abgesprochen, sich als angeblich kriegsschuldiges Land auf Notwehr innerhalb des Krieges zu berufen. Objektiv gesehen, hat es sich jedenfalls um Notwehr gehandelt.

SEZESSION: Die deutsche Verteidigung wollte im genannten Prozeß als Zeuge für die britischen Vorbereitungen für eine Landung in Skandinavien und die Ereignisse in Narvik den Churchill-Neffen Giles Romilly laden, einen linksradikalen Journalisten. Wie fiel die britische Reaktion aus, und vor was hatte man Angst?

SCHEIL: Die britische Regierung stand den Nachkriegsprozessen immer skeptisch gegenüber. Im Kabinett wußte man genau, was man

selbst zum Ausbruch und zur Eskalation des Krieges beigetragen hatte. So waren die Überlegungen eher dahin gegangen, eine Liste deutscher Personen zu erstellen, die nach zweifelsfreier Feststellung ihrer Personalien ohne weiteres Verfahren zu erschießen seien. Daß zuvor ein Prozeß stattfinden müsse, war dann vor allem eine amerikanische Idee. Mit dem juristischen Verfahren war allerdings die Schwierigkeit der Beweisführung verbunden, und es wurde nach Sichtung der Dokumente auch den Amerikanern schnell deutlich, daß der Hauptvorwurf eines unprovokierten deutschen Angriffskriegs weder für das Jahr 1939 noch für die Nachfolgejahre zutraf. Im Sommer 1945 wurde daher beschlossen, jede objektive Erörterung deutscher Motive vor Gericht nach Kräften zu vermeiden. Deshalb gelang es der Verteidigung im Nürnberger Hauptprozeß nicht, Churchill oder seinen Neffen als Zeugen vorzuladen. Romilly hatte 1940 in Skandinavien wohl eine doppelte Rolle als Journalist und Agent gespielt; seine Reise nach Narvik wurde in Berlin als Signal für die britische Invasion dort interpretiert, die unter die Dinge fiel, über die vor Gericht möglichst nicht gesprochen werden sollte.

SEZESSION: Was wurde noch unter den Teppich gekehrt, und wußte die Öffentlichkeit dieser Tage überhaupt etwas über eine »Operation Stratford« der Westalliierten?

SCHEIL: Was die Öffentlichkeit wußte, das ist von Land zu Land sehr unterschiedlich einzustufen. In Deutschland hatte die Regierung jahrelang Zeit gehabt, solche Informationen zu verbreiten, insofern war das nach dem Krieg zur Zeit der Prozesse zunächst einmal Allgemeinwissen. Die Weltöffentlichkeit erreichte man allerdings kaum. Dort übte die Presse entweder Selbstzensur oder wurde von Regierungsseite direkt aufgefordert, bestimmte Dinge nicht zu bringen. Am 1. September 1939 beispielsweise telephonierte Winston Churchill höchstpersönlich mit den Londoner Zeitungsredaktionen, damit das am Vortag vorgelegte deutsche Verhandlungsangebot an Polen dort nur kurz erwähnt, negativ kommentiert oder am besten überhaupt verschwiegen werde. Deshalb war die Wut in London groß, als das deutsche Außenministe-

rium im Frühjahr 1940 die Beweise für die »Operation Stratford« der Öffentlichkeit vorlegte und diese Schweigemauer zu durchbrechen drohte. Es wurden noch weitere Unterlagen veröffentlicht, so über die Pläne des Alliierten Kriegsrats, nicht nur in Norwegen und Schweden, sondern ebenso auf dem Balkan den Krieg anzufachen oder gar die UdSSR zu bombardieren, um Ölieferrungen nach Deutschland zu unterbinden. In Warschau hatte man 1939 bereits Akten erbeutet, die auch Teile der US-Politik seit Anfang des Jahres als eine auf Krieg gerichtete Politik zeigten. Im Nürnberger Prozeß wurden diese Unterlagen zum allergrößten Teil unterdrückt. Es gelang der Verteidigung nur bei wenigen Papieren, die Anerkennung als Beweis durchzusetzen.



Die Echtheit der Warschauer Dokumente etwa leugnete die US-Regierung schlicht ab. So etwas hätten US-Diplomaten nie gesagt haben können, das sei ja Kriegshetze.

SEZESSION: Wenn die Fakten, die Sie hier anführen, prinzipiell allen Interessierten zugänglich stehen, weshalb hat sich dann für die Besetzung Norwegens und Dänemarks das Klischee eines durch nichts zu rechtfertigenden Angriffskriegs seitens Deutschlands durchgesetzt, sowohl in der Wissenschaft als auch im öffentlichen Bewußtsein?

SCHEIL: Für die Wissenschaft gilt das nicht unbedingt, jedenfalls, wenn man sich einen internationalen Überblick verschafft. Das Wettrennen nach Norwegen ist in der Literatur oft zutreffend beschrieben worden, lange Zeit nach 1945 auch noch von der politischen Bildung in der Bundesrepublik. Allerdings hat sich in den vergangenen Jahrzehnten auf der höchsten geschichtspolitischen Ebene ein Trend durchgesetzt, der solche Differenzierungen nicht mehr kennt. Im Grunde ist das die konsequente Umsetzung der seit Mitte der 1980er Jahre einsetzenden Deutung des Jahres 1945 als »Jahr der Befreiung«. Wenn Deutschland 1945 befreit wurde, muß jede militärische Operation, die dies verzögert hatte, ungerechtfertigt gewesen sein, also auch das »Unternehmen Weserübung«. Diese Geisteshaltung hat dann ihrerseits die Darstellung der Dinge in der Wissenschaft beeinflußt, wobei innerhalb Deutschlands die Erforschung

militärisch-politischer Zusammenhänge generell zugunsten der historischen Verbrechensaufführung zurückgegangen ist. Dazu kommt dann selbst in diesem Bereich noch die Förderung von gesellschaftspolitischen Modethemen wie »Operationsgeschichte als Geschlechtergeschichte«, die dann natürlich endgültig von der Sache wegführen.

SEZESSION: »Barbarossa« ein Präventivkrieg, »Weserübung« ein »pre-emptive war«. Müssen nach der Revision der Kriegsschuldfrage des Ersten Weltkriegs infolge der Forschungsergebnisse von Christopher Clark und Co. jetzt gar der Zweite Weltkrieg und einige seiner Eskalationsstufen neu gedeutet werden?

3 × Scheil, zuletzt: Weserübung gegen Operation Stratford. Wie die Alliierten 1940 den Krieg nach Skandinavien trugen, 96 S., 8,50 €

SCHEIL: Ja und nein. Ja, weil heutzutage die Allein- und Kollektivschuldthese in bezug auf Deutschland das allgemein herrschende Vorurteil bildet, zumal in Politik und Gesellschaft. Nein, weil die historische Forschung der letzten Jahrzehnte natürlich nicht so naiv war, dieses Vorurteil überall zu übernehmen. Ich habe das in meinen Veröffentlichungen in den letzten 15 Jahren ausführlich dargelegt. Es galt in diesem Bereich nicht, das Pulver neu zu erfinden. Es galt zunächst einmal, die vielen Denksätze und Forschungsergebnisse dieser Art zu Ende zu denken, sinnvoll miteinander zu verknüpfen und das dann auch auszuformulieren. Allein die lange bekannten und veröffentlichten Dokumente und eine genaue Lektüre der Standardwerke erzwingen bereits eine andere Deutung von Kriegsausbruch und Eskalation, als sie heute meist gegeben wird. Dem lassen sich dann auch ohne weiteres neue Elemente hinzufügen. Im *kaplaken*-Band über die »Weserübung« bringe ich erstmals in Deutschland eine Erklärung für den oft bespotteten Vorgang, daß Großbritannien im Sommer 1939 ausgerechnet einen Admiral als Leiter der Militärverhandlungen nach Moskau geschickt hat: Dieser Admiral war der Leiter der schon seit Jahresanfang 1939 laufenden Kriegsplanungen gegen Deutschland. Er hat auch schon im Frühjahr 1939 für diesen Fall die britische Invasion in Norwegen vorgeschlagen. Das ist dann in der Tat neu. ■

Das Gespräch führte Benedikt Kaiser.

Standardfloskeln

Manfred Kleine-Hartlage: *Die Sprache der BRD – 131 Unwörter und ihre politische Bedeutung*, Schnellroda: Antaios 2015. 240 S., 22 €

Vielleicht kann man das neue Buch des Soziologen Manfred Kleine-Hartlage am besten mit Hilfe eines kleinen Exkurses vorstellen. Sein Titel, *Die Sprache der BRD*, erinnert nicht zufällig an Victor Klemperers berühmte Studie des Jargons der NS-Herrschaft, *LTI*, kurz für »Lingua Tertii Imperii«, also die »Sprache des Dritten Reiches«. Der Dresdener Philologe gehörte als zum Protestantismus konvertierter Jude zu den Stigmatisierten und Verfolgten des Regimes, dessen Herrschaft sich nicht zuletzt in einer gezielten Gleichschaltung der Sprache des öffentlichen Raumes manifestierte. Klemperer lebte in dieser Zeit wie ein eingekreistes Tier – die einzige Waffe, die ihm zur wenigstens mentalen Selbstverteidigung verblieb, war sein Tagebuch, die »Balancierstange, ohne die ich hundertmal abgestürzt wäre.« Als Haltgriff diente ihm die an sich selbst gerichtete Forderung: »Beobachte, studiere, präge dir ein, was geschieht – morgen sieht es schon anders aus, morgen fühlst du es schon anders; halte fest, wie es eben jetzt sich kundgibt und wirkt.« Dabei mußte er feststellen, daß sich die Propagandaphrasen derart flächendeckend in den Köpfen festgesetzt hatten, daß selbst die Gegner und Verfolgten des Nationalsozialismus unfähig waren, sich deren Begriffsrahmen zu entziehen. »Es waren keine großen Unterschiede zu merken; nein, eigentlich überhaupt keine. Fraglos waren alle, Anhänger und Gegner, Nutznießer und Opfer, von denselben Vorbildern geleitet.« Denn »die



stärkste Wirkung wurde nicht durch Einzelreden ausgeübt, auch nicht durch Artikel oder Flugblätter, durch Plakate oder Fahnen, sie wurde durch nichts erzielt, was man mit bewußtem Denken oder bewußtem Fühlen in sich aufnehmen mußte. Sonder der Nazismus glitt in Fleisch und Blut der Menge über durch die Einzelworte, die Redewendungen, die Satzformen, die er ihr in millionenfachen Wiederholungen aufzwang, und die mechanisch und unbewußt übernommen wurden. « Worte aber »können sein wie winzige Arsenodosen: sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da. « Es ist nicht schwer, Klemperers grundlegende Betrachtungen auch auf die heutige Praxis der ideologischen Manipulation

anzuwenden, die vermutlich noch tiefer und unerkannter wirkt als zu Goebbels' Zeiten. Auch die »Lingua Reipublicae Foederatae Germaniae« funktioniert im Prinzip nicht anders als die »LTI«, auch sie ist inzwischen ähnlich »alternativlos« und allgegenwärtig.

Auch sie wirkt sinnverkehrend und vernebelnd, dadurch eine totale »kulturelle Hegemonie« erzeugend und absichernd; auch sie »ändert Wortwerte und Worthäufigkeiten, sie macht zum Allgemeingut, was früher einem einzelnen oder einer winzigen Gruppe gehörte, sie beschlagnahmt für die Partei, was früher Allgemeingut war, und in alledem durchtränkt sie Worte und Wortgruppen und Satzformen mit ihrem Gift«. Dies fällt fast niemandem mehr auf, wie auch fast niemand mehr imstande ist, sich diesen Regelungen zu entziehen. Sich den gängigen Standardfloskeln analytisch-distanzierend zu nähern ist also durchaus ein Akt des Widerstandes. Kleine-Hartlage listet die Schlager des BRD-Sprechs

lexikonartig auf, um sie mit Sarkasmus gewürzt nach allen Regeln der Kunst zu demontieren. Dabei landet er einen Volltreffer nach dem anderen. Es bedarf hier eines geübten Schiffchenversenkens, denn die Effektivität der typischen Schlagworte, selbst – oder gerade! – der fadenscheinigsten, ist immer wieder verblüffend. Sie funktionieren inzwischen wie Knöpfe auf einem Automaten. Wann auch immer jemand es wagt, seine Stimme auch noch so vorsichtig gegen den Sound des *newspeak* zu erheben, sieht er sich augenblicklich Horden von Widerspruchsrobotern gegenüber, die sich ihm etwa mit dem beliebten Slogan »XY ist bunt! Wir leben Vielfalt!« entgegenstellen, dabei vor moralischem Eifer aus allen Nähten platzend. Anhand der politischen Karriere des Wörtchens »bunt« läßt sich im Gefolge Klemperers auch trefflich zeigen, wie die ideologisierte Sprache dazu neigt, sich selbst zu entlarven – die »LRFG« spricht Bände über die Infantilität und Realitätsflucht der bundesdeutschen Gesellschaft. Trotz des Zuckergusses sind die »Arsenodosen« nicht weniger giftig, weshalb Kleine-Hartlage hart, aber wohl leider zutreffend urteilt: »Ein Staat, in dem bis hin zum Bundespräsidenten alle vermeintlich seriösen Meinungsmultiplikatoren in stereotyper Weise eine solch kindische Kitschsprache sprechen, ist zum Tode verurteilt.« Ebenfalls auf seiner Abschlußliste: »Bereicherung«, »Willkommenskultur«, »Toleranz«, »Ängste der Menschen ernst nehmen«, »Homophobie«, »breites Bündnis«, »krude«, »weltoffen«, »besondere Verantwortung«, »mündige Bürger«, »Haß«, »Antirassismus«, »Dialog«, »Demokratie« und über hundert weitere Evergreens und erledigte Fälle des landesüblichen »Diskurses«. Ein Buch, das den Kopf befreit, die argumentativen Arsenale aufstockt und dabei auch noch vorzüglich zu unterhalten weiß.

Martin Lichtmesz

Schöne Literatur

Sibylle Berg: *Der Tag, als meine Frau einen Mann fand.* Roman, München: Hanser 2015. 304 S., 19.90 €

Es gibt gute Gründe, von der Lektüre dieses Buches abzusehen. Einer wäre: das Alter ego der Romanautorin. Sibylle Berg, Jahrgang 1962, gebürtige Weimarerin, Wahlschweizerin, veröffentlicht seit 1997 Romane von mittlerer bis hervorragender Qualität. Die andere Sibylle Berg publiziert Woche für Woche in ihrer *Spiegel-Online*-Kolumne unter der Überschrift »Fragen Sie Frau Sibylle« haßzerfressenes, linkes Gezeter. Zweiter Grund gegen die Lektüre: kennst du eines, kennst du alle. Der Mensch ist bei Berg eine lächerliche Kreatur, aus der unablässig etwas rinnt, Tränen, Schweiß, Sperma. Er hechelt nach Liebe, durchaus in echter Sehnsucht, er verfehlt sie zuverlässig. Aus allen Berg-Werken spricht eine unerschütterliche Menschenfeindschaft, oder freundlich gesagt, eine spröde Melancholie, die nach einem Hoffnungsflämmchen schielt, das vielleicht noch glüht, meist aber nur eine matte Illusion ist.

Man liest das nicht zur Erbauung. Man tut es mit einem bösen Vergnügen, ja, mit einer gewissen Genugtuung. In Bergs Romanen leidet genau jener Menschenschlag, als dessen Personifizierung man sich beispielsweise die linke Kolumnistin Sibylle Berg vorstellen mag. Kinderlose Halbalte, deren verknöchertes, mediokres Dasein ein Warten auf den Tod ist. In Bergs neuem Roman geht es um Chloe und Rasmus, Mittvierziger beide, seit zwei Jahrzehnten ein Paar. Er ist ein abgeholteter Theaterregisseur, sie macht was mit Büchern. Mag man den Berg-Sound, so empfindet man bereits an der Namenswahl diebische Freude. Es sind leicht überkandidelte *upperclass*-Namen, die man mit dem Hinzufügen oder Weglassen ganz weniger Buchstaben zu häßlichen Spottbezeichnungen fingieren kann.

Unsere Chloe jedenfalls ist, das eheliche Geschlechtsleben betreffend, steril wie die Wirkung von Chlor. Daneben aber hat sie eine andere, schmutzige Seite – ohne e. Bei ihrem Mann, dem dünnbeinigen, spitzbäuchigen, unter Haarverlust leidenden Rasmus, könnte man in zwei Varianten dem Namen zwei, drei Buchstaben einfügen, und man hätte eine vitale und eine düstere Seite aufgedeckt, die in dieser höchst gewöhnlichen Kreatur schlummern. Chloe und Rasmus lieben sich, seelisch, aber da funkelt nichts. Es gibt auch geistigen Austausch: die üblichen Stimuli linker Intellektueller. Bei Wagner, »diesem verdammten jüdenhassenden Olm«, kriegt der sonst zornlose Rasmus »Schaum vorm Maul«. Er hört gezielt Wagner, um seine Theaterstücke zu konzipieren, ein Holocauststück mit Puppen, etwas mit Nackten und Schäferhunden. Rasmus wäre gern »Jude oder schwul«, das wäre eine Möglichkeit.

Er sucht nun Heil in der dritten Welt. Dort will er – Chloe begleitet ihn – ein großes Kulturprojekt entzünden: deutsche Gedichte mit exotisch-einheimischen Rhythmen verknüpfen. Er hat edle Wilde gesucht, »lachende, strahlende junge Menschen, die jubelnd europäische Kulturgüter feiern.« Er will sie für das ganz große Globaltheater begeistern. Er findet vor: »Idioten«, »Hohlköpfe«, die nichts wissen wollen von »Europa im Winter, von Depression, von ADHS«, die nur mitmachen, weil es nach der Probe Bier gibt. Rasmus bemüht sich, ihnen klarzumachen, »daß wir im Kern alle gleich sind und ähnlich am Leben leiden.« Aber: »Alles, was sie von uns wollen, sind iPods.«

Rasmus verzweifelt. Chloe verzweifelt an der Verzweiflung ihres Mannes. Auf dem Tiefpunkt des gemeinsamen Elends läßt sie sich, opiumbe-

rauscht, flachlegen. Von Benny, einem Masseur. Auf ihn setzt Chloe nun ihre traurigen Hoffnungen, auch als das unglückliche deutsche Paar abgereist ist, wieder in ihrer kinderlosen »architektonisch interessanten« Wohnung weilt und »gemeinsam mit den Endgeräten« im Bett frühstückt. Und Benny kommt tatsächlich nach Deutschland, und wie! Rasmus lauscht seiner Frau und ihrem Liebhaber. Er versucht, frauenfeindliche Phantasien zu entwickeln, aber es gelingt ihm nicht. Er imaginiert, wie er Benny aus der Wohnung zerrt, ihm in den Hintern tritt, »er fällt die Treppe runter, die Nachbarn, gute Linke, öffnen die Wohnungstüren und schauen erstaunt, so viel Lebendigkeit haben sie seit Jahren nicht mehr erfahren.« Doch das bleibt Phantasie. Statt dessen schlägt Rasmus sich den Hinterkopf an der Wand blutig und probt ein Stück mit »einer jungen Frau mit Migrationshintergrund, in dem Hitler vor kommt und eine Reise von Asylanten in die Uckermark.«

Benny bringt neue Freunde, wohl Roma wie Benny selbst, mit in die Bude. Die saufen und kiffen und bringen dem teuren Teppich Brandlöcher bei. Rasmus schließt Frieden mit dem Liebhaber seiner Frau. »Er erscheint mir plötzlich wie das reine Leben, der Raum wird heller und wärmer durch ihn. ... Ich lebe Offenheit. Ich bin der Migrationsbeauftragte in meinem Mittelklasselebensentwurf. Ich bin beschwingt von meiner eigenen Toleranz, und dafür kann ich Benny nicht ausreichend danken.« Rasmus beschließt, die neue Multikultur in seinem Wohnzimmer herrlich zu finden. »Ich werde mal etwas kochen, ich vermisse, ein Gericht mit Fleischknochen käme sehr gut an, aber wir sind die Vegetarier, natürlich.« Die Berg weiß ganz gut, was sie schreibt.

Ellen Kositzka



Putins autoritärer Liberalismus

Dimitrios Kisoudis: *Goldgrund Eurasien. Der neue Kalte Krieg und das Dritte Rom*, Waltrop/Leipzig: Manuscriptum 2015. 120 S., 14 €

Eng verknüpft mit »Eurasien« als ideologischem Großraumkonzept, das sich gegen die Hegemonialmacht USA stellt, ist der Name Alexander Dugin. Häufig wird Dugin als »Stichwortgeber« Wladimir Putins interpretiert. Der ehemalige Nationalbolschewist Dugin vereinigt in seinem Theoriege häuse geopolitische, traditionale und russisch-mystische Elemente. Dimitrios Kisoudis untersucht nun diese eklektizistische Ideologie, stellt sie kenntnisreich in den Kontext eurasischer Visionen, ist aber spürbar weniger von René Guénon, Karl Haushofer oder russischen Mystikern beeinflusst. Der Anthropologe argumentiert im »Krieg der Ideen« (Kisoudis) vielmehr im libertären Sinne F. A. von Hayeks und Murray Rothbards. Mit den Ahnherren eines klassischen Marktliberalismus (Hayek) bzw. »Anarchokapitalismus« (Rothbard) will Kisoudis nachweisen, daß schon im Kalten Krieg nicht nur der Sowjetkommunismus, sondern auch der westliche »Kollektivismus mit demokratischem Anstrich« von authentischen Liberalen und Libertären scharf kritisiert worden ist. Die Sowjetunion ist verblichen, die Ost-West-Frontstellung hingegen nicht. In der Ukraine, ohne die Rußland kein eurasisches Reich mehr sei (so Großerse Alexander Dugin und US-Falke Zbigniew Brzezinski übereinstimmend), werde dies besonders deutlich.

Ohnehin sei mit der Präsidentschaft Putins die Konfliktlinie wieder virulent geworden. Putin begann als Europäer, suchte Nähe und wandte sich – verärgert über EU-Arroganz



und die Osterweiterung der NATO – vom Westen ab; er wurde zum Eurasier. Der russische Präsident förderte die Verquickung mit der traditionell staatstragenden orthodoxen Kirche (Moskau: das »Dritte Rom«). Während der Westen seine Traditionen auslösche, gestalte Rußland die seinigen neu. Kisoudis verhehlt nicht, daß seine Sympathie dem geopolitischen Antipoden der Vereinigten Staaten gilt, folgt aber nicht der eurasischen Feindschaft zum Liberalismus. Die Österreichische Schule jedenfalls zähle nicht zu den postmodernen Auflösungsdenkschulen, sondern zeige seit jeher ein Faible für Überlieferungen. Kisoudis läßt diesen Überlegungen eine idealtypische Liberalismus-Exegese folgen samt hinlänglich bekannter libertärer Kritik am Staatsgeld (»Geldsozialismus«), verknüpft mit einem Plädoyer für die Privatisierung des Währungswesens.

Derartiges hat freilich auch in Rußland keine Perspektive. Doch Kisoudis hält sich daran nicht auf, er schätzt das russische Steuersystem, ein gewisses ökonomisches Laissez-faire, allgemeiner: die russischen Freiheiten. Putins Staatskonzeption ist für ihn kein antiliberaler Entwurf, sondern »autoritärer Liberalismus«. Wirtschaft dürfe fast alles – nur nicht für den Gegner arbeiten. Das berge mehr Selbstbestimmungen

für Unternehmer als der westliche Sozialdemokratismus. In dieser Lesart ist der neue Kalte Krieg der »heißkalte« Konflikt zwischen dem autoritär-liberalen Osten und dem postmodern-»geldsozialistischen« Westen. Die Vorzeichen haben sich also gewendet: Der Osten ist nicht mehr sozialistisch, der Westen nicht mehr liberal und marktwirtschaftlich. Kisoudis ist in seinem geistreichen und sprachlich virtuosen Essay außerordentlich stark, wo er die Bereiche Politische Theologie und

Geopolitik tangiert, in wirtschaftstheoretischer Sicht verliert er sich allzusehr in anarchokapitalistischer Ideologie, dabei werden die Ebenen der Betrachtung teils jäh gewechselt. Deutschland rät er zu einer Neujustierung der Außen- und Handelspolitik in Richtung China und Rußland. Dann folgt einer der gedanklichen Sprünge des Autors: Viele Probleme Deutschlands habe die »postmoderne Ideologie« amerikanischer Provenienz zu verantworten, aus der folge: »Deutschland ist bunt wie nie. Aber bunt sind auch die Zufallsgemälde des Schimpansen Congo.«

Benedikt Kaiser

Heute schon über Ihr Geschlecht reflektiert?

Birgit Kelle: *GenderGaga. Wie eine absurde Ideologie unseren Alltag erobern will*, Aßlar: Adeo 2015. 192 S., 17.99 €

Birgit Kelle ist eine feste Kandidatin, wenn bei Talkshows eine konservative Position zu den Themen Gender und Feminismus besetzt werden soll. Und sie ist in dieser Rolle eine Granate! Wer nun dachte, zum Thema Gender Mainstreaming sei alles gesagt, hat Kelles neues Buch *GenderGaga* nicht gelesen. Kelle zerrt groteske und kostspielige Details aus diesem Netzwerkexperiment hervor, die schier unglaublich sind. Dies ist keine bittere Abrechnung – Kelle macht aus dem anstrengenden Gleichstellungswirrwarr ein buntes Spaßtheater in elf Akten. Die Publizistin und vierfache Mutter entlarvt bereits den Grundgedanken der Genderei als glatten Kollisionskurs mit dem Feminismus. Dabei sitzen Genderlobbyisten und Frauenrechtsler – oft in Personalunion – in ein und demselben ideologischen Kutter. Nur: wie kann einerseits nach Frauenquoten und -förderung gerufen und gleichzeitig behauptet werden, Geschlecht sei ein Konstrukt und die Zuweisungen männlich/weiblich nichts als eingebüte und gesellschaftlich auf-

gezwungene Rollen? »Wo Gleichstellung draufsteht, ist Frau drin« heißt eines der Kapitel, ein anderes fragt ironisch: »Ist Gott ein Nazi?« und führt den pittoresken Genderdiskurs innerhalb nicht nur der »Queer-Theologie«, sondern selbst etablierter katholischer und evangelischer Instanzen vor: Eine

EKD-Professorin hält Paulus für einen »frühen Gender-Theologen«, und die Katholische Hochschule in Berlin hat nun ein eigenes Institut für »Gender und Diversity«. Im Kapitel »Ein Puff für alle im Lehrplan« lässt sich Birgit Kelle auf den gendergerechten Sexualkundeunterricht ein. Was sie zutage fördert, überbietet: unterbietet alles, was man aus diesem Dunstkreis bereits läuten hörte.

Zwischen Bereichen, die man bei aller Heiterkeit der Darstellung als bedrohlich empfinden kann, hat Birgit Kelle auch Niedlichkeiten eingeschüchtert: In einem Leitfaden hat sich das Gleichstellungsbüro Düsseldorf angeschickt, zur Tilgung gewisser Wörter, die uns unbedacht über die Lippen gehen, aufzurufen: die »Heulsuse« soll werden zur »Person, die viel weint«, »Not am Mann« soll zur neutralen »Notlage« werden, »Fußgängerzone« zur »Flaniermeile«. Auch die »Milchmädchenrechnung« steht auf dem Index. Daß Kelles Buch eine (notwendige!) Schrift zur Massenaufklärung ist und kein mit äußerster Eleganz verfertigter Be-sinnungsessay, sollte klar sein. Drum muß man die wirbelnde, teils überschäumende Polemik und den triumphalen Sprachduktus (»bitteschön«, »wow«, »meine Herren«, »geht doch!«) mögen oder wenigstens aushalten: Kelle ist ein Energiebolzen – langweilig wird es nie! Die Autorin lässt es auch keineswegs bei der bespöttelnden Zurschaustellung von Aberwitzigkeiten bewenden. Sie analysiert und stellt im Schlußwort kräftige Forderun-



gen: »Das Volk ist der Souverän, und dieses Volk hat Gender Mainstreaming nie verlangt oder legitimiert. Es ist Zeit, daß das Volk widerspricht.« Wer je in Diskussionen über den Genderkomplex um ein Argument verlegen war oder dem ein schlagendes Beispiel fehlte: hier wäre nachzuschlagen.

Nach der Lektüre könnten Tränen kullern – vor Lachen oder Weinen?

Ellen Kositzka

Sowjetisierung durch Hunger

Robert Kindler: *Stalins Nomaden. Herrschaft und Hunger in Kasachstan*, Hamburg: Hamburger Edition 2014. 381 S., 28 €

Die Hungerkatastrophe in der kasachischen Steppe ist unter den kommunistischen Massenmorden einer der monströsesten und am wenigsten bekannten. Anders als im Fall des im internationalen Gedächtnis präsenteren »Holodomor«, des stalinistischen »Hunger-Holocaust« in der Ukraine, war das Millionensterben der zwangskollektivierten kasachischen Nomaden Anfang der dreißiger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts weniger ein geplanter als ein achselzuckend als Folge der brutalen Durchsetzung von Ideologie und Herrschaft der Sowjetmacht hingenommener Völkermord.

Die Dimensionen übertreffen die der zeitgleichen Hungernöte in der Ukraine, dem Kaukasus und der Wolgaregion gleichwohl bei weitem. Der große Hunger kostete zwischen 1930 und 1934 mehr als eineinhalb Millionen Menschen das Leben – ein Drittel des kasachischen Volkes. Hundertausende wurden zu Bettlern oder Banditen oder flüchteten in andere Regionen der Sowjetunion und ins benachbarte China. Nur im Kambodscha der Roten Khmer hat der

kommunistische Massenmord einen vergleichbar großen Teil des eigenen Volkes ausgelöscht. Dem Berliner Osteuropahistoriker Robert Kindler kommt das Verdienst zu, diesen vergessenen Völkermord in einer fundierten und gut geschriebenen Monographie dem deutschen Publikum zu erschließen. Er beschreibt Kasachstan als Ort, an dem sich der Kern stalinistischer Herrschaft erkennen läßt: die systematische Zerstörung und Neuformierung überkommener Gesellschafts-, Wirtschafts- und Bevölkerungsstrukturen, um totale Herrschaft und Kontrolle bis in den letzten Winkel durchzusetzen. Selbst horrende Menschenverluste werden dabei nicht nur ungerührt in Kauf genommen, sondern als notwendige »revolutionäre« Begleiterscheinung sogar begrüßt.

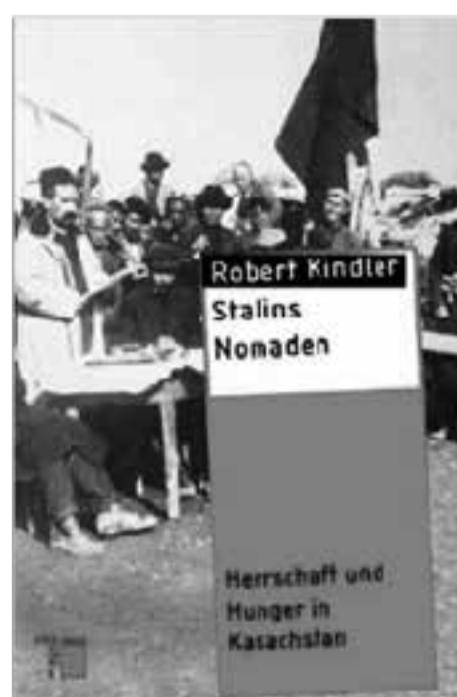
Kindler bezeichnet das als »Sowjetisierung durch Hunger«. Um die Sowjetmacht zu etablieren, mußten sowohl die europäischen und kosakischen Bauern in den Randgebieten als auch die nomadischen Kasachen in den Weiten des Landesinneren zwangskollektiviert, »entkulakisiert« und sesshaft gemacht werden. Die Wegnahme ihres Viehs, das zu Millionen verendete, beraubte die Nomaden der Existenzgrundlage und ließ die »Ökonomie der Steppe« in wenigen Jahren zusammenbrechen. Tote und Verhungerte säumten die Straßen, Waisenkinder irrten zu Tausenden durchs Land und gingen in Lagern zugrunde, es kam zu Kannibalismus und Menschenjagd, zahlreiche Aufstände wurden militärisch niedergeschlagen. Ein Teil der Überlebenden und zurückgeführten Flüchtlinge wurde schließlich in Geisterkolchosen angesiedelt. Die Viehbestände waren um neunzig Prozent dezimiert.

Die Katastrophe, die Kindler faktenreich und unter Auswertung gedruckter und ungedruckter Quellen aus russischen und kasachischen Archiven schildert, prägt die kasachische Nation bis heute. Die multiethnische Bevölkerung

des Landes mit ihren über 50 Nationen und Nationalitäten, deren einträchtiges Nebeneinander – bei einer Bevölkerungsdichte von sechs Einwohnern pro Quadratkilometer – in offiziellen Verlautbarungen gern hervorgehoben wird, ist tatsächlich »in vielerlei Hinsicht ein Produkt des Terrors«. Die Überlebenden der Hungerkatastrophe und der späteren stalinistischen Säuberungen haben in ihr mit den Opfern der Massen deportationen zusammengefunden.

Um des Friedens mit Rußland willen spielt die Aufarbeitung des großen Hungers im unabhängigen Kasachstan bis heute nur eine untergeordnete Rolle.

Michael Paulwitz



sen politisches Denken sei weitaus kohärenter und praxisorientierter gewesen, als allgemein angenommen wird, und daher sei es »ein schwerwiegender Fehler von der italienischen Linken, dieses rein oberflächlich zu betrachten.« Der erste Teil des Buches ist eine politische Biographie Pasolinis, die seine Positionierungen historisch kontextualisiert. Galli zeigt, daß sich der Marxismus Pasolinis zu einem erheblichen Teil überraschend dogmatisch artikulierte; von Bedeutung blieb für ihn etwa die These des »bipolaren Klassenkonflikts«, in dem »das aufstrebende Proletariat die langsam niedergehende Bourgeoisie herausfordert und letztlich besiegt.« Schemata wie diese waren auch noch wirksam, als in den Jahren der »Freibeuerschriften« zum eigenwilligen Kritiker der »Konsumgesellschaft« wurde, der er vorwarf, einen »anthropologischen Genozid« und eine »Gleichschaltung« des menschlichen Daseins zu betreiben. Wer dem Marxismus eher abgeneigt ist, wird hier allerdings der Ansicht sein, daß die hell-sichtigsten Stellen der späten Schriften Pasolinis jene sind, in denen er die ideologischen Raster auf verblüffende Weise zu sprengen verstand. Umgekehrt fällt Gallis Versuch, Pasolinis »Aktualität« durch dessen »dissidente« kommunistische Theorie zu beweisen, wenig überzeugend aus. Das wird insbesondere im zweiten Teil des Buches deutlich, der eine »Hypothese der Veränderung« zu formulieren versucht. Der 86jährige Autor bietet »einen einfachen und gleichzeitig logischen Vorschlag« an, um die Krise der Globalisierung zu überwinden: »Die Ausweitung des Wahlrechts, so daß ein Teil der Führungskräfte der circa 500 westlichen Großkonzerne, die über das Schicksal unseres Planeten entscheiden, demokratisch bestimmt werden kann.« Hier

lachte der Rezensent schallend auf und klappte das ansonsten lesenswerte Buch wieder zu.

Martin Lichtmesz

Hört die Signale!

Gerhard Paul/Ralph Schock (Hrsg.): *Der Sound des Jahrhunderts. Geräusche, Töne, Stimmen 1889 bis heute*, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 2013. 630 S., 7 €

In editorischer Hinsicht ist es kurios: Das hier vorgestellte Buch, vor zwei Jahren von der BpB herausgegeben, ist nun unter ähnlichem Titel im Verlag Wallstein erschienen. Es hat dort ein definitiv schöneres Titelbild, etwas weniger Umfang, deutlich weniger Bilder – und dort ist keine DVD mit Gesamttext und (wichtig!) Hörbeispielen beigegeben. Der Kaufpreis ist dafür um das Siebenfache erhöht. Wer nicht ausgesprochen bibliophil ist, hat also mit dem Vierpfunder der Bundeszentrale den besseren Griff getan. Vorgestellt und untersucht wird hier die Geschichte des 20. und des jungen 21. Jahrhunderts unter dem Aspekt des »Sounds«, des Hintergrundrauschens. Das ist eine neue, eine faszinierende Betrachtung. Noch in der Frühen Neuzeit war die »Soundscape« – hübscher Begriff! – zu 90 Prozent von Natur- und Menschenlauten geprägt. Ab dem 18. Jahrhundert dominierten Werkzeuge, Maschinen und Verkehrsmittel die Lautlandschaft. Klangforscher sprechen für die vorindustrielle Welt von einer »Hi-Fi-Soundscape«, wohingegen die moderne Stadt eine Lo-Fi-Situation produziere, in der »einzelne akustische Signale« überdeckt werden »von einer übermäßig verdichteten Anhäufung von Lauten.«

Im 20. Jahrhundert kommt es zur »auditiven Revolution«: Die modernen Ton- und Übertragungstechniken werden erfunden. Wer wußte, daß Theodor Lessing (*Intellekt und Selbsthaß. Eine Studie über den jüdischen Geist*) be-

Pasolini-Exegese von links

Giorgio Galli: *Pasolini. Der dissidente Kommunist*, Hamburg: Laika 2014. 200 S., 28 €

Wer einmal in den Bann von Pier Paolo Pasolini geraten ist, wird niemals mit ihm fertig werden. Sein Werk als Dichter, Romancier, Filmemacher und Polemiker ist anziehend und abstoßend, scharfsinnig und verquast, widersprüchlich und konsequent zugleich, und nicht minder kantig und rätselhaft war auch die Person Pasolinis selbst. Entsprechend vielfältig fiel die Rezeption des skandalumwitterten Querdenkers aus. »Linke wie Rechte, Konservative wie Progressive, Katholiken wie Atheisten, Anhänger traditioneller wie fortschrittlicher Geschlechterrollen, Bauern wie Beatniks, Hippies wie Pfadfinder« fänden bei ihm Anknüpfungspunkte – so Fabien Kunz-Vitali im Vorwort des Buches *Pasolini. Der dissidente Kommunist*, das im tiefroten Laika-Verlag erschienen ist. Der 1928 geborene Politologe Giorgio Galli betont darin, daß seine Deutung Pasolinis dem gängigen Bild des schillernden Vor-allem-Dichters scharf widerspricht. Des-



In neue Ordnung

Im Dienste der Globalisierung:
Kirche und Migration
Dämonologie und Opferkult:
Geschichtspolitik im Wandel
Zurück zur Kultur:
Endstation Demokratie?



Aus dem Inhalt:

■ Kirche und Migration

Heute heiß ich Rom, morgen heiß ich Menschheit!
von Martin Lichtmesz

■ Begründer des Terrors

Ein kritischer Blick auf Danton und andere Revolutionäre
von Dr. Mario Kandil

■ Kai Voss zum NSU-Phantom

„Der Staat verbirgt, was wir herausfinden müssen“

■ Es leben meine Toten!

Die Antifa-Dämonologie und die kroatische Opferlehre
von Dr. Tomislav Sunic

Die aktuelle Ausgabe jetzt
unverbindlich und gratis anfordern!
E-Mail: office@ares-verlag.com
Web: www.neue-ordnung.at

■ Aufbruch zu einer neuen Jugendbewegung?

*Impulse vom Hohen Meissner: Zielrichtungen und
Vorschläge*
von Manfred Müller

■ Europa wie weiter?

von Benedikt Kaiser



ARES VERLAG

Hofgasse 5, A-8010 Graz, Tel.: +43/ 316/ 82 16 36,
Fax: +43/ 316/ 83 56 12, www.ares-verlag.com

reits vor dem Ersten Weltkrieg einen Antilärmverein gründete? Bevor Ohropax, 1907 von einem schlesischen Apotheker auf den Markt gebracht, seinen Siegeszug antrat, reüssierte eine andere Erfindung: das Antiphon. Eine kleine Kugel verschloß den Gehörgang mit dem Zweck, sich dem »akustischen Schmutz«, der »Mißhandlung der Gebildeten durch die Ungebildeten« zu erwehren.

Auch der Dramatiker Carl von Sternheim verschloß sich zur sozialen Abschottung die Ohren: »Sie werden gruppenhafter immer urteilsloser, schwatzen Rundfunk ... für alle misera plebs selbstverständlich. Ich trage im Umgang mit ihnen Ohropax.« Ludwig Feuerbach nannte das Ohr übrigens das »Organ der Angst«, wohingegen Augen, Hände und Geruch Sinne der Kritik und der Skepsis seien.

In sechs chronologisch gegliederten Kapiteln widmen sich 84 teils renommierte Wissenschaftler dieser Geräuschegeschichte in drei Kategorien: erstens der Medien- und Kulturgeschichte akustischer Technologien, zweitens der Klanggeschichte des Politischen (Erzeugung von Musik und Lärm in Diktaturen), drittens der Bedeutung des »Sounds« in der Erinnerungsgeschichte – der Sound der DDR war ein anderer als der westdeutsche! Lesenswerte Trivia (»der erotische Klang von Stöckelschuhen«, eine Reportage vom 100-Meter-Endlauf bei den Olympischen Sommerspielen 1936 oder »Jett'aime-Soundtrack der sexuellen Revolution«) klingen neben der Geräuschkulisse von Fliegeralarm, Luftschutzsirenen und Stuka-Sirren an, Wagners »Walkürenritt« ertönt neben dem sogenannten »Sound der Freiheit«, dem Swing. Wir hören etwa Kaiser Wilhelms II. Rede »Stark sein im Schmerz«, die BBC-Ansprache von Thomas Mann 1941, das Ho-Chi-Minh-Kampfgeschrei der Studentenrevolte und die Erkennungsmelodie des »Schwarzen Kanals«. Ein Kapitel widmet sich tat-

sächlich dem »Soundtrack des Holocaust«, hier geht es um entsprechende Filme, in denen Musik als »anklagender und überhöhender Kommentar« eingesetzt wird. Für die neueste Zeit wird eine Kulturgeschichte des Klingeltons und die »Schweigeminute« nicht vergessen. Neben den Tönen und Texten lebt dieses enzyklopädische, nicht in sämtlichen Kapiteln überzeugende, aber hervorragend aufbereitete Werk von seiner überreichen Bebilderung.

Christian Marschall

Beschränkungen erzeugen Beschränkte

Alexander Neubacher: *Total beschränkt. Wie uns der Staat mit immer neuen Vorschriften das Denken abgewöhnt*, München/Hamburg: DVA/Spiegel Buchverlag. 304 S., 22.99 €

Döner darf gemäß der Berliner Verkehrsauffassung für das Fleischerzeugnis Dönerkebab nur dann Döner heißen, wenn das im Produkt befindliche Hack im Fleischwolf gewolft wurde. Wurde das Fleisch hingegen mit Hilfe einer Kuttermaschine gekuttert, handelt es sich nicht um »Döner«, sondern um einen »Spieß nach Döner Art«. Na und!

Neugebaute Straßen und Plätze müssen im Berliner Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg nach Frauen benannt werden, bis auf dem Stadtplan eine Quote von 50 Prozent erreicht ist. Na ja!

Wo es an Frauen mangelt, ist Kreativität gefragt: Der neue Platz vor dem Jüdischen Museum heißt jetzt Fromet-und-Moses-Mendelssohn-Platz. Fromet war die Frau des Philosophen. Na gut! Spiegel-Wirtschaftsredakteur Alexander Neubacher kennt Hunderte solcher Beispiele, die belegen, daß es kein Zufall ist, daß der Deutsche auf die Frage »Wie geht's?« gern mit »Alles in Ordnung!« antwortet. Europa ist regelungswütig,

Deutschland ist Vorreiter. Hier gibt es peinlich überwachte Sprachregelungen, Sandburgenbauverbote, Normen, die die Innenmaße von Schlafsäcken regeln, Weichmacherverbote für Sexspielzeuge und eine Verpackungsverordnung, die vorsieht, daß Kleiderbügel, die zusammen mit einem Kleidungsstück gekauft wurden, in den gelben Sack gehören, Kleiderbügel, die einzeln erworben wurden, hingegen mit dem Restmüll entsorgt werden müssen.

Der Nannystaat, sagt Neubacher, »nötigt uns seine Hilfe auf, ob wir wollen oder nicht. Er befreit uns von der Verpflichtung, selbst zu entscheiden, was gut für uns ist.« Wo das Verbot das Argumentersetzt, werde den Bürgern das Denken abgewöhnt. Wer in ein allzu enges Korsett gezwängt werde, verlerne, aus eigener Kraft aufrecht zu gehen und seinen eigenen Weg zu finden. Neubacher fuhrwerk dabei keineswegs wie mit der Axt im Walde. Er weiß genau, gerade ein großer Staat hat Regelungsbedarf, auch zum Schutz der Bürger. Den Punkt, wo die Fürsorge zur Gängelung wird, sieht er – und belegt es – längst überschritten. »Es beschleicht einen der Verdacht, daß wir

zum Opfer von Ablenkungsmanövern werden, mit denen Politiker Handlungsfähigkeit demonstrieren wollen, wenn sie bei wichtigen Themen [Neubacher nennt das Bankgewerbe und den Datenschutz] nicht vankommen.« In sieben Kapiteln (etwa

»Dinkeldeutschland: Der Sittlichkeitstaat«, »Vorsicht Trottelbürger: Der Sicherheitsstaat«, »Das gute Leben und seine Feinde: Der Enthaltsamkeitsstaat«) führt der Autor nicht nur bizarre Paragraphen und Verbote vor, er geht auch auf das Menschenbild der Verbieter und Reglementierer ein und prägt uns ein Hegel-Zitat ein: »Es kann nur der zu etwas gezwungen werden, der sich zwingen lassen will.« Neuba-



cher weiß auch: »Den moralischen Konformitätsdruck der Masse muß man auch erst mal aushalten.« Muß man! Darf man! Soll man! Ein Buch als Argumentationsfundus!

Ellen Kositza

Wer sind die Guten?

Mathias Bröckers/Paul Schreyer: *Wir sind die Guten. Ansichten eines Putinversteher oder wie uns die Medien manipulieren*, Frankfurt a.M.: Westend 2014. 208 S., 16.99 €

»Putinversteher« ist das – erfolglos zum »Unwort des Jahres« 2014 nominierte – außenpolitische Schimpfwort der Saison. Mathias Bröckers und Paul Schreyer nehmen es als Geusenwort: Wenn »Versteher« zum Negativetikett für jeden wird, der sich weigert, Konflikte wie die Ukraine-Krise als »Schwarzweißfilm mit eindeutiger Rollenverteilung« zu sehen, kommt das für sie einer »Diffamierung jeder Art von Analyse« gleich.

Im Ukraine-Konflikt geht es um machtpolitische und geostrategische Interessen und nicht um »Freiheit« und »Menschenrechte«, das ist der Ausgangspunkt für die Analyse der beiden Journalisten, die den politischen Beweggründen hinter der beiderseitigen »Wir sind die Guten«-Propaganda nachspüren und dabei auch den russischen Standpunkt verständlich zu machen suchen. Dabei gehen sie von der »Heartland«-Theorie des britischen Geopolitikers Halford Mackinder aus, die sowohl den US-Strategen Zbigniew Brzezinski als auch den russischen »Eurasien«-Theoretiker Alexander Dugin inspiriert hat: Bei den fortgesetzten US-amerikanischen Versuchen, die Ukraine und weitere osteuropäische Staaten in ihren Einflußbereich zu ziehen, geht es um die Kontrolle über das »Herzland« und damit über ganz Europa, die Degradierung Russlands zur »Regionalmacht« (Obama) eingeschlossen.

Das ist anschaulich geschrieben, lesenswert insbesondere

die Darstellung der energiepolitischen Ränkespiele im von Oligarchen-Korruption dominierten ukrainischen »Pipelinstan« und der CIA-gelenkten Installierung einer US-genehmten Regierung im Zuge des Maidan-Putsches, garniert mit in der Öffentlichkeit wenig geläufigen Personalien wie den kriminellen Machenschaften der von westlicher Propaganda zur Ikone hochstilisierten »Gasprinzessin« Timoschenko oder zu den US-Strippenziehern Ian Brzezinski, Sohn des Sicherheitsstrategen und Enkel eines polnischen Adeligen aus der Westukraine, und Victoria »Fuck the EU« Nuland, Enkelin des orthodox-jüdischen Emigranten Meyer Nudelman aus Bessarabien, das, etwa dekkungsgleich mit dem heutigen Moldawien, vor der Abtretung an Russland 1812 allerdings zu Rumänien gehörte.

Die einleitende »kurze Geschichte der Ukraine« nimmt etwas einseitig den herablassenden russischen Standpunkt ein. Die Negativ-Bewertung ukrainischer Unabhängigkeitskämpfer wie Simon Petljura (nach dem Ersten Weltkrieg) und Stepan Bandera, der als »SS-Kollaborateur« abgetan wird, ist wie die freigebige Verwendung des Terminus »faschistisch« eher in Russland fortwirkender Sowjet-Propaganda als historischer Genauigkeit verpflichtet. Richtig gleichwohl die Feststellung, daß die Ukraine in ihrer heutigen Gestalt aufgrund ihrer historischen Zerrissenheit im knappen Vierteljahrhundert ihrer Unabhängigkeit keine verbindende Identität entwickeln konnte.

Um so schlüssiger die Kritik von Bröckers und Schreyer an der Selbstgleichschaltung deutscher Leitmedien in den »Kriegsmodus« und an der Rolle von US-Lobbynetzwerken wie dem Atlantic Council bei der Herstellung dieser politisch-medialen Eintönigkeit. Die deutsche Politik solle sich aus der treuen Unterstützung

der unipolaren US-Vorherrschaftsbestrebungen lösen, sich auf die multipolare Realität der Welt einstellen und erkennen, daß Deutschland auch in einer »geographischen Gemeinschaft mit den Russen« steht: Für diese überzeugend hergeleitete Schlußfolgerung sieht man den Autoren auch den ein oder anderen überflüssigen eigenen Rückfall ins Propagandasprech – Kostprobe: Deutschland sei »den Russen« noch »etwas schuldig«, weil sie »den höchsten Blutzoll opferten, um Deutschland vom Faschismus zu befreien« – nach.

Michael Paulwitz

Nur Versagen der Politik?

Herwig Birg: *Die alternde Republik und das Versagen der Politik. Eine demografische Prognose*, Münster: Lit 2014. 242 S., 34.90 €

Ist es das fünfte oder achte Buch ähnlichen Inhalts, mit dem der Verfasser uns mahnen möchte? In den grundsätzlichen Feststellungen hat Birg recht. Wer aber in dem neuen Buch im Alter gereifte und nochmals vertiefte Einsichten erwartet, wird enttäuscht. Das zeigt sich schon im Titel: Beruhnen die Fehlentwicklungen des Altersaufbaus der Bevölkerung auf einem Versagen der deutschen Politiker? In Japan etwa verläuft die Entwicklung eher noch dramatischer und in den meisten Industrieländern mehr oder weniger ähnlich, selbst im Spanien Francos und im früheren Ostblock nicht anders, manchmal nur zeit-



versetzt. Warum versagen die Politiker in jedem Land auf ähnliche Weise? Birg gibt darauf keine Antwort. In demokratischen Staaten werden die Politiker in freien Wahlen gewählt und können in der Familienpolitik nicht vollständig an den Wünschen der breiten Massen vorbeiregieren. Die Politiker versprechen den Wählern, was ihre Wahl oder

Wiederwahl sichert. Weshalb war und ist in unserer Zeit die Politikberatung durch die Demographen so unwirksam? Ein von Birg geprägter Begriff ist »das demographisch-ökonomische Paradoxon«. »Je rascher die sozio-ökonomische Entwicklung eines Landes voranschritt und je höher der Lebensstandard stieg, desto niedriger war die Geburtenrate, gemessen durch die Zahl der Lebendgeborenen pro Frau«. Was hier für ganze Länder ausgesagt wird, gilt aber auch schon für die Sozialschichten innerhalb eines Landes, und es gilt derzeit auch für die industriellen Schwellenländer. Wohlhabende und Gebildete beschränken zuerst die Geburtenzahl und auch später stärker als Ungebildete. Bei steigender Bevölkerungsdichte, einer Voraussetzung der Industrialisierung, begrenzen Paare weltweit ihre Kinderzahlen, wenn sie befürchten, daß ihre Nachkommen den sozialen Status der Eltern nicht mehr halten können. Was ist daran paradox? – Dabei ist weniger die absolute Bevölkerungsdichte von Bedeutung, sondern die relative soziale Dichte. Da in der sozialen Hierarchie Oberschichtplätze nun einmal seltener sind als die Plätze weiter unten, beginnt die Geburtenbeschränkung in der Oberschicht.

Daß »das Versagen« Teil und Ausdruck eines Regelkreislauftes ist, der sich in geradezu gesetzmäßiger Folge vollzieht – bis zu derartigen Überlegungen dringt Birg nicht mehr vor. Wer das nicht vermißt und sich über die voraussichtlichen »demographischen Auswirkungen auf Ausgaben und Einnahmen der Gesetzlichen Kranken- und Pflegeversicherung« und über »die Bundesrepublik in der bestprognostizierten Krise ihrer Geschichte« informieren will, der wird in diesem gut aufgemachten, sehr gut leserlichen und mit 46 Schaubildern angereicherten Buch bestens bedient. In dem Kapitel »Migration und Internationalisierung der Bevölkerung« liest man gut belegt die sachlichen

Gründe, die gegen die sich bildende »Multiminoritätengesellschaft« und einen hemmungslosen Einwanderungs-optimismus sprechen.

Volkmar Weiss

Letzte Kaiser von Afrika

Asfa-Wossen Asserate: *Der letzte Kaiser von Afrika. Triumph und Tragödie des Haile Selassie*, Berlin: Propyläen 2014. 416 S., 24.99 €

Éloi Ficquet/Wolbert G.C. Smidt (Hrsg.): *The Life and Times of Lij Yasu of Ethiopia*, Münster: Lit 2014. 224 S., 29.90 €

Haile Selassie war der letzte Kaiser Afrikas. Schon zu Lebzeiten genoß der legendäre »Löwe von Juda« einen Namen als Kämpfer gegen die Annexion seines Reiches durch das faschistische Italien 1936 und 1963 als Gründervater der Organisation für Afrikanische Einigung. Die jamaikanischen »Rastafaris« (nach dem Namen Ras Tafari Makonnen, den Haile Selassie vor seiner Krönung trug) entwickelten um ihn einen eigenen Kult. Eine deutschsprachige Biographie dieser für den schwarzen Kontinent

wichtigen Persönlichkeit stand aus. Erfreulich, daß diese Lücke durch seinen Großneffen, Prinz Asfa-Wossen Asserate geschlossen wird! Seit den 1970er Jahren lebt der Prinz, dessen Vater der letzte Vorsitzende des kaiserlichen Kronrates und Vizekönig von Eritrea war, in Deutschland, wo er sich als Autor vielgelobter Bücher wie *Manieren* oder *Deutsche Tugenden* einen Namen gemacht hat.

Gerade die persönlichen Erinnerungen, mit denen Asserate sein Buch bereichert, machen die Lektüre unterhaltsam – man mag das Buch kaum aus der Hand legen, schildert es doch jenen 1892 geborenen Kaiser, der sein Land modernisierte und ihm so seine Unab-

hängigkeit sicherte. Haile Selassies Krönung 1930 war die einzige, die in einem Film festgehalten wurde und bei der sich noch einmal die orientalische Pracht einer Dynastie entfaltete, die ihren Stammbaum bis auf König Salomo und die sagenhafte Königin von Saba zurückführt. Dieses Kaisertum fand 1974 sein bitteres Ende, als der gebrechliche Monarch von putschenden Offizieren vom Thron gestoßen und unter Hausarrest gestellt wurde. Ein Jahr später ließ ihn der kommunistische Diktator Mengistu Haile Mariam ermorden und an einem lange unentdeckten Ort verscharrten. Späte historische Gerechtigkeit wurde dem Monarchen im Jahr 2000 zuteil, als nach dem Ende des kommunistischen Regimes Tausende Äthiopier seiner feierlichen Bestattung in der Dreifaltigkeitskathedrale beiwohnten.

Das Buch ist sachlich, mit Verständnis für die Person Haile



Selassies geschrieben, ohne jedoch apologetisch zu wirken. Im Gegenteil: Asserate arbeitet heraus, wie der junge Prinz Ras Tafari Makonnen im Zwist mit seinem Vetter, dem jungen Kaiser Lidj Jassu, diesen auszuschalten half, bis er schließlich 1930

selbst den Kaiserthron bestieg. Kaiser Lidj Jassu (1897–1935) wiederum ist eine weitgehend vergessene historische Persönlichkeit. Vergessen ist, daß nicht nur die Monarchen von Deutschland, Österreich-Ungarn, Russland und der Türkei infolge des Weltkrieges ihre Throne verloren, sondern auch dieser Kaiser. Denn Lidj Jassu, der mit 16 Jahren sein Amt antrat, suchte sein Reich im Innern zu reformieren und außenpolitisch zu positionieren. Ihm war bewußt, daß die Kolonialmächte Italien, Großbritannien und Frankreich, die Äthiopien – als letztes freies Land Afrikas – umgaben, nicht seine Freunde sein konnten. Daher setzte er auf die Annäherung an das Deutsche

Institut für Staatspolitik – Studien



Der Bereicherungsmythos. Die Kosten der Einwanderung nach Deutschland

44 S., brosch., 5 €

Hartnäckig hält sich der Mythos, daß es sich bei Einwanderung um eine »Bereicherung« handeln würde und Deutschland zum Erhalt seines Wohlstands darauf angewiesen wäre. Die Fakten sprechen eine andere Sprache: Bislang hat Deutschland von der Einwanderung nicht profitiert, sondern einen hohen Preis dafür gezahlt. Die Bilanz ist desaströs und wird sich auch in Zukunft nicht verbessern. Einwanderung löst keines der Probleme, die sich aus dem demographischen Niedergang Deutschlands ergeben.

Ansturm auf Europa. Ist das Grundrecht auf Asyl noch zeitgemäß?

44 S., brosch., 5 €

Schätzungen zufolge befinden sich derzeit 18 Millionen Afrikaner auf der Flucht. Deutschland garantiert allen politisch Verfolgten Asyl und ist mit dem Ansturm völlig überfordert. Wer hat Interesse an der Destabilisierung Deutschlands?



Ist der Islam unser Feind? Eine Lageanalyse

40 S., brosch., 5 €



Die Auseinandersetzung mit dem Islam steuert auf einen neuen Höhepunkt zu. Die gegenwärtige Situation in Deutschland ist bestimmt durch eine ethnische Landnahme, die kaum auf Widerstand trifft. Die Studie liefert die notwendige Lageanalyse.

INSTITUT FÜR STAATSPOLITIK

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra
Tel/Fax (034632) 90941 · e-Post institut@staatspolitik.de
www.staatspolitik.de

und das Osmanische Reich. 1916 stand Äthiopien vor dem Eintritt in den Weltkrieg auf Seiten der Mittelmächte. Unterstützt vom britischen Secret Service kam es zu einer Palastrevolte und einem Bürgerkrieg, der mit dem Sieg der von der Entente unterstützten Rebellen endete. Bis 1921 hielt der Monarch sich bei seinen Anhängern verborgen, dann wurde er inhaftiert und beim Einmarsch der Italiener 1936 ermordet. – Dieses tragische und kurze Kaisertum war unter der Herrschaft sowohl Selassies als auch der Kommunisten ein Tabu. Licht in das Dunkel dieser Biographie bringt nun erstmals ein Sammelband. Passenderweise fast zeitgleich mit der Haile-Selassie-Biographie erschienen, enthält der Band auch einen Aufsatz von Prinz Asserate, in dem er auf die Zeit des Hausarrestes von Lidj Jassu im Haus seines Großvaters eingeht.

Heinz-Siegfried Strelow

Hinab. Doch!

Marcel Beyer: XX: Lichtenberg-Poetikvorlesungen, Göttingen: Wallstein 2015. 80 S., 12.90 €

Marcel Beyer las man gern. In Ellipsen wiederkehrendes Kernthema seiner Poetikvorlesung ist diese berüchtigte Szene: Wie Elke Heidenreich im Frühjahr 2014 in einer TV-Sendung tat, als zitierte sie Heidegger: »Die verborgene Deutschheit müssen wir ent bergen ..., indem wir die Juden endlich beseitigen.« Als sie vom Moderator darauf hingewiesen wurde, daß dieses Zitat nicht bei Heidegger stehe, wurde die Literaturkritikerin zornig: »Doch. Doch. Doch!« und pfefferte das Buch auf den Tisch. Beyer kommt es nun vor, »als hätte sie auf das Buch uriniert«. Ein gerechter Gegenzorn! Den Beyer aber nun durch Wortkaskaden im Minutenstil hektisch in Watte wickelt und überfürsorglich abdämmt. Ausgerechnet hinter jener Kritikerin kommt er im Flugzeug zu sitzen, er kann

seine Wut kaum zügeln und lenkt sie ab: Auf den dummen Typen mit Artikulationsproblemen, der hinter ihm in der Schlange steht – diese Null trägt natürlich ein Thor-Steinar-Shirt. Auf »NPD und AfD«. Dann, Beyer breitet dies als hochsymbolische Tragödie aus, passiert das: Der mitreisende Gefährte der Kritikerin läßt versehentlich einen Beutel Beyers aus dem Gepäckfach fallen. Darin: »ein Buch, geschrieben von einem Kind Überlebender«, es ist ein Buch von Cécile Wajsbrot. Und es fällt nun »Hinab. Hinab. Hinab.« Eine närrische, verstiegene Schrift. Dabei las man Beyer mal wirklich gern.

Ellen Kositzka

Ein deutscher Mensch grübelt

Robert Musil: *Der deutsche Mensch als Symptom. Reden und Aufsätze zur Politik*, Wien: Karolinger 2014. 206 S., 23 €

Aus der nicht eben abwechslungsarmen österreichischen Literaturlandschaft ragt Robert (von) Musils *Mann ohne Eigenschaften* als markanter Gipfel heraus. Mit diesem umfangreichen Werk schrieb der promovierte Philosoph sich in die Literaturgeschichte ein. Der unvollendet gebliebene Roman nahm fast 20 Jahre Arbeitszeit in Anspruch und zehrte Musils ganze Schaffenskraft auf. Daneben blieb sein Œuvre schmal. Die vorliegende Sammlung will Musils politisches Werk wieder ins Bewußtsein seiner Leserschaft bringen. Sie präsentiert tastende Versuche und in sich vollständige, aber unreife Pamphlete. Neben Fragmenten aus dem Nachlaß treten Gelegenheitsschriften aus politischen und Soldatenzeitschriften. Selbst diese Texte haben etwas Fragmentarisches, gerade die Gedanken der früheren Schriften wirken ungeordnet, teils unfertig. Die verheißungsvoll betitelten Aufsätze »Europäertum, Krieg, Deutschum« sowie »Der Anschluß an Österreich« und »Die Nation

als Ideal und als Wirklichkeit« sind letztlich Konjunkturschriften ohne großen Wert über den Tag hinaus. Der Essay, der dem Band seinen Namen gab, ist ein offensichtlich unfertiges Elaborat, das keinen der aus großer Themenvielfalt gewonnenen Gedanken überzeugend zu Ende führt, sondern sich zwischen Zeikritik, Ansätzen einer eigenen philosophischen Linie und Feuilleton verliert.

Ohne Gewinn bleibt die Lektüre nicht. So verteidigt etwa der Kriegsheimkehrer Anfang 1919 die Nation als Ordnungsmacht und »natürlichen Leistungsverband« – um sodann mit bissigem Humor auszuzeigen gegen den »unbefriedigte[n] Staats-Spieltrieb der Tschechen, der sich jetzt in ihrem Puppenstuben-Imperialismus auslebt« und die nationale Hoffnung der Italiener, »die sich mit einem knabhaften Pathos gab, das für erwachsene Kaufleute und Advokaten natürlich reichlich falsch war«. Eine realitätsblinde deutschationale Romantik der eigenen Landsleute wird dabei nicht vergessen. Als konservativ deuten läßt sich die Skepsis des späteren Musil vor seinen eigenen Erkenntnissen, ebenso wie die Warnung vor Ideologien und der Aufruf zur Erneuerung des Geistes. Alle in dem Band veröffentlichten Texte wurden bereits veröffentlicht, so daß der Musil-Kenner keine Sensationen zu erwarten hat. Auch die Nachbemerkung des Herausgebers ist mit zwei Seiten äußerst kurz; ein Nachwort mit Erläuterungen zur Entstehungsgeschichte der Texte wäre ange-sichts ihrer stark differierenden Entstehungszeiten, Themen und auch gedanklichen Ansätze hilfreich gewesen. Jedem an den Diskussionen um die Nation in den Jahren zwischen den Weltkriegen interessierten Leser wird die Aufsatzsammlung willkommen sein. Etwas mehr als die bloße Zusammenstellung bereits zugänglicher Texte mit einem schmalen Nachwort hätte man aber erwarten dürfen.

Konrad Gill

Autoren dieses Heftes

Falko Baumgartner, 1982, Geisteswissenschaftler und von der Schule des Lebens, schreibt gelegentlich, wo die Gedanken noch frei sind, im Internet.

Dr. Norbert Borrmann, 1953, studierte Architektur, Kunstgeschichte und Geschichte und arbeitet in der Denkmalpflege.

Die große Gleichschaltung, Schnellroda 2013

Sebastian Hennig, 1972, studierte Malerei und Graphik und ist seit 1999 freischaffend tätig als bildender Künstler und freier Publizist.

Thorsten Hinz, 1962, studierte Germanistik in Leipzig und arbeitet als freier Autor in Berlin. 2004 erhielt er den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.

Der Weizsäcker-Komplex. Eine politische Archäologie, Berlin 2012

Benedikt Kaiser, 1987, studierte Politikwissenschaft mit europaspezifischer Ausrichtung in Chemnitz. Er arbeitet beim Verlag Antaios.

Phänomen Inselfaschismus, Kiel 2013

Mario Kandil, 1967, ist promovierter Historiker und arbeitet als freier Publizist.

Bismarck. Der Aufstieg 1848–1871, Tübingen 2014

Ellen Kositzka, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.

Gender ohne Ende, 3., erweiterte Auflage, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession*.

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).

Deutsche Orte, Band 4 des *Staatspolitischen Handbuchs*, als Herausgeber, Schnellroda 2014

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.

Kann nur ein Gott uns retten? Glauben, Hoffen, Standhalten, Schnellroda 2014

Dr. Frank Lisson, 1970, ist freier Autor und schreibt Sachbücher, Romane, Features und Hörspiele mit dem Schwerpunkt Kulturphilosophie.

Homo Creator. Das Wesen der Technik, Schnellroda 2014

Lutz Meyer, 1962, studierte in Münster Philosophie. Arbeitet als Konzeptverantwortlicher und Texter in der Werbung.

Dr. Stefan Scheil, 1963, Studium der Geschichte und Philosophie, promoviert als Historiker. *Weserübung gegen Operation Stratford*, Schnellroda 2015

Heinrich Schoell, 1979, Alter Herr der Wiener Akademischen Burschenschaft Moldavia, ist promovierter Geisteswissenschaftler.

Dr. Hans-Thomas Tillschneider, 1978, ist Habilitand am Lehrstuhl für Islamwissenschaft der Universität Bayreuth und Sprecher der AfD-nahen »Patriotischen Plattform«.

Anton Weißen, 1986, studiert in Regensburg Philosophie (MA).

Benjamin Jahn Zschocke, 1986, lebt und arbeitet als freischaffender Künstler in Chemnitz, Berlin und Buenos Aires. www.benjaminjahnzschocke.de

Wir kommen wieder! Schließt euch an!

Das Ministerium für Staatssicherheit hat nicht nur die Bürger belauscht, sondern auch den eigenen Telefonverkehr dokumentiert. Das Feature von Elke Kimmel und Marcus Heumann präsentiert eine Auswahl aus dem Tonmaterial der Zeit zwischen September 1989 und Januar 1990 und liefert eine fesselnde Innenansicht des MfS in der Zeit seiner Auflösung. Fleißig denunziert wird bis zum Ende. Die Tonlage der in der Stasi-Zentrale anrufenden, besorgten Bürger ändert sich im Laufe dieser Monate deutlich: Im frühen Herbst wird noch schüchtern nach dem Verbleib des an einer Demo beteiligten Sohnes gefragt; im Januar sind die Stimmen wesentlich selbstbewusster: Bei welcher Stelle genau könne



man Wiedergutmachungsforderungen geltend machen? Auch die habituelle oder anerzogene Maulfaulheit der Stasileute am Telefon ändert sich. Präsentieren sie sich zunächst mit sparsamen »hm, hm«-Antworten noch als Herren der Lage und spotten über die bei den Demonstrationen skandierten Lösungen (»Wir kommen wieder!« »Schließt euch an!«), wird der Ton zum Winter hin leicht panisch: »Wo sind wir bloß hingekommen?« Vor genau 25 Jahren war die Auflösung der Staatsicherheit abgeschlossen. Die beiden Autoren haben die O-Töne mit Kommentaren und Nachrichten des Tages ergänzt. Ein lehrreiches Schauspiel darüber, wie ein scheinbar festbetoniertes System ins Wanken gerät.

Die CD (55 Min.) mit Beibüchlein ist im Ch. Links-Verlag erschienen, 12.90 €.
www.christoph-links-verlag.de

Bismarcktürme

Die Seite www.bismarcktürme.de wird seit Jahren von Jörg Bielefeld betrieben und versammelt Informationen zu allen je gebauten Bismarcktürmen (weltweit 240 Stück). In der Bundesrepublik stehen heute noch 146 dieser Bauten: Bereits vor seinem Tod 1898 genoß Bismarck eine heldengleiche Verehrung, die sich in zahlreichen ihm gewidmeten Denkmälern niederschlug. Eine besondere Form der Ehrung waren dabei die Bismarck-

türme und -warten. Die Initiative zum Bau ging meist von den Bürgern selbst aus, die Geldsammelungen zur Finanzierung durchführten. Errichtet wurden die Türme auf Bergen oder Höhen, so daß sich das Gedächtnis an den Eisernen Kanzler leicht mit einem Ausflug zu einem Aussichtspunkt verbinden ließ. Nach 1945 verfielen viele Türme, in Mitteldeutschland wurde jeder Hinweis auf Bismarck getilgt. Seit den 1980er Jahren entdeckten Lokalpatrioten die Türme neu, sorgten für Restaurierung und machten die Türme wieder zugänglich. Jörg Bielefeld hat nun mit dem Photographen Alfred Büllsbach einen wunderschönen Bildband über die Bismarcktürme vorgelegt, der nicht nur historische Ansichten der Türme präsentiert, sondern noch existierende Türme in aktuellen Photographien zeigt (*Bismarcktürme. Architektur, Geschichte, Landschaftserlebnis*, München: morisel Verlag 2015. 240 Abb., 28 €). Da Bismarcktürme sich in allen Landesteilen (auch den hier nicht in aktuellen Bildern berücksichtigten Ostgebieten) finden, erschließt sich darin die Schönheit des ganzen Landes.

Erträge

Die Berliner Bibliothek des Konservatismus der Förderstiftung Konservative Bildung und Forschung (FKBF) gibt seit Herbst 2014 eine Schriftenreihe heraus. *Erträge* sollen die schlicht gestalteten Bändchen bündeln; Erträge, die bei Vortagsveranstaltungen oder im Zuge von Forschungsrecherchen in den Räumlichkeiten entstanden sind. Ebenfalls geplant ist die Edition schwer zugänglicher Bücher, die bis dato allenfalls in einer Spezialbibliothek aufzutreiben sind. Den Auftakt macht eine Sammlung von Vorträgen, die 2012 und 2013 gehalten wurden. Alexander Demandts Beitrag (»Oswald Spengler, ein konservativer Denker?«), sticht heraus; der Althistoriker insistiert, daß Spenglers Klassifizierung als »konservativ« einer »Verlegenheitslösung« gleichkomme. Konrad Adam, mittlerweile Spitzenpolitiker der AfD, schlägt in seinem Beitrag »Klassenkampf« vor, auf die »politische Klasse« zu verzichten. Kai Hammermeister ergründet kundig, was »konservative Literatur« eigentlich meint, und Stefan Blankertz, libertärer Publizist, bringt ein wenig Abwechslung in die behutsame, klassisch-konservative Herrenrunde, indem er fundamentale Problembereiche der Demokratie herausarbeitet und die Alternative zur totalitären Demokratie in der anarchokapitalistischen Utopie finden möchte. Weit davon entfernt, den Kapitalismus als wünschenswerte Wirtschafts- und Gesellschaftsform zu preisen, waren Marcel und Robert Hepp. Der politische Weg der beiden konservativen Publizisten in den 1950er und 1960er Jahren ist Gegenstand der *Erträge* 2. Nils Wegner hat eine aka-

demische Arbeit vorgelegt, die Aspekte der bundesrepublikanischen Geistesgeschichte der Vergessenheit entreißt und den Einfluß rechtsintellektueller Vordenker (Mohler und Schmitt) auf die Brüder darstellt.

Die Erträge können zum Preis von je 9,95 € über antaios.de bezogen werden. Die Bibliothek des Konservatismus (Fasanenstraße 4, 10623 Berlin) kann dienstags und mittwochs von 10 bis 15 Uhr besucht werden.

Konsensstörung

Zweiundzwanzig erlesene Beiträge hat die Frühjahrsausgabe der *Tumult, Vierteljahresschrift für Konsensstörung*, zu bieten. Drei darunter (von Josef Kraus, Christopher Stark und Jürgen Paul Schwindt) widmen sich der Pathogenese des deutschen Bildungswesens. Gerd Koenen schreibt über den »Ernst und Schrecken der Einen Welt« und unterzieht routinierte Pathosformeln (wie das »Selbstbestimmungsrecht der Frau«) einer eingehenden Analyse: Kumulierende Alltagsrevolutionen wie diese, die »wir in ihrer historischen Neuartigkeit und ihrem eingreifenden Charakter kaum noch wahrnehmen«, seien mit Verlusten verbunden, die durch Gewinne kaum aufgewogen würden. Koenen findet, daß sich der islamistische Grundaffekt aus einem »von sexueller Angst getriebenem Haß« speise, insofern sei sie eine »Abwehrreaktion gegen die abstumpfende Wirkungen, die eine permanent sexualisierte Infrarotbestrahlung« habe. Abgedruckt sind daneben drei Aufsätze des Anarchisten und Psychiaters Otto Gross (1877–1920), der einer matriarchal gestimmen, kommunistischen Gemeinschaft das Wort redete. Siegfried Gerlich (zur anthropologischen Revolte de Sades), Sebastian Hennig (zu Dresden, Februar 1945) und Günter Maschke (zur Revolution des Völkerrechts 1919) steuern weitere Aufsätze bei. Suhrkamp-Autor Thomas Kapielski entdeckt in seinen Aphorismen eine Voltairesche Weisheit wieder: »Um zu lernen, wer über die herrscht, finde einfach heraus, wen du nicht kritisieren darfst.«

Die aktuelle *Tumult* (96 S.) kostet 8 €, ein Jahresabonnement (32 €) ist zu beziehen über tumultabo@gmx.at oder bei Frank Böckelmann, Nürnberger Str. 32, 01187 Dresden.

Schlachthof Dresden

Aus Anlaß des 70. Jahrestags der Bombardierung widmet sich das Militärhistorische Museum der Bundeswehr (MHM) mit »Schlachthof 5« der Zerstörung Dresdens in literarischen Zeugnissen. Die Betrachtung des Ereignisses in geschriebener Form – aus der Perspektive von Zeitzeugen oder in der Verarbeitung späterer Autoren – möchte den Wirkungskreis der Erinnerung an jene Tage und Nächte im Februar 1945 sichtbar machen. Es werden Werke, Handschriften und persönliche Gegenstände unter anderem der Dichter Erich Kästner, Walter Kempowski, Martin Walser, Durs Grünbein und Marcel Beyer gezeigt. Bewegend die Erin-

nerung an den Kreuzkantor Rudolf Mauersberger, der seine Trauermotette *Wie liegt die Stadt so wüst im Sommer 1945* inmitten der Dresdner Ruinenlandschaft aufführte. Im Mittelpunkt der Ausstellung steht Kurt Vonneguts Roman *Schlachthof 5*. Als Kriegsgefangener überlebte Vonnegut die Bombennacht im Neuen Schlachthof. Seine literarische Aufarbeitung prägte das Bild Dresdens in der englischsprachigen Welt.



Die Ausstellung ist bis zum 12. Mai zu besichtigen. Im broschierten Begleitband (368 S., 20 €) findet sich freilich auch ein erwartbares *nostra culpa*-Vorwort des einschlägig linken wissenschaftlichen Leiters des MHM, Gorch Pieken: »Bereits seit 1933 war die Kulturstadt Dresden zerstört«, und in der Folge »dehumanisierte das entmenschlichte Regime des Nationalsozialismus nicht nur seine Anhänger, sondern auch manche seiner Gegner.« Die Ausstellung ist bis zum 12. Mai im MHM, Olbrichtplatz 2, Dresden zu besichtigen.

Wertewirtschaft

Vor sieben Jahren hat sich in Wien das Institut für Wertewirtschaft als Zusammenschluß von Wissenschaftlern verschiedener Fachbereiche gegründet. Eugen-Maria Schulak und Rahim Taghizadegan leiten das Institut: »Als praktische Philosophen und philosophierende Ökonomen studieren und analysieren wir die Krise der Gegenwart und suchen Antworten auf wesentliche Fragen unserer Zeit. Dabei scheuen wir Utopien, Modetrends, Ideologien und jedes einseitige Schönreden von Problemen und verfolgen einen nüchternen Zugang.« Neben regelmäßigen Salons laden die Wertewirtschaftler zu Wochenendseminaren ein. Am 24.–26.4. 2015 wird ein politikwissenschaftliches Seminar durchgeführt, das sich dem Studium der Werke von unter anderen Max Weber, Carl Schmitt, Wilhelm Röpke und Erik von Kühnelt-Leddihn widmen wird. Vom 15.–17.5. wird zur »Wiener Schule der Ethik« (anhand von Aristoteles, Epikur, Thomas von Aquin, Adam Smith, Konrad Lorenz/Irenäus Eibl-Eibesfeldt, Hans H. Hoppe u.a.) geladen, im Juni zur »Wiener Schule der Ökonomik« (Themen u.a.: Marktprozesse, Kapitaltheorie, Konjunktzyklustheorie, Sicherheitsproduktion).

Kontakt: www.wertewirtschaft.de ■

Liberal nennt man jene
Gesellschaften, die binnen
weniger Generationen Platz
machen für weniger
liberale Völker.

Michael Klonovsky, *Aphorismen
und Ähnliches*, Wien 2014